DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 93

DM 1.50

Österr. S 12, Schweiz Fr. 1.70
Schwed. Kr. 4.50 incl. moms
Italien L 750, Spanien Pts 55
Printed in Germany

Fluch der Schlangengöttin



Nr. 93

Fluch der Schlangengöttin

(Der sechste Weg in die Dimension des Grauens)

Was zuletzt geschah:

Nach aufregenden Abenteuern im Mikrokosmos ist Björn Hellmark wieder mit seinen Freunden auf der unsichtbaren Insel Marlos vereint.

Dort hat Ak Nafuur inzwischen ein Programm zusammengestellt, das es Björn und seinen Vertrauten ermöglichen soll, die Todfeindin – die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my – an Ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen und ihren Einfluß. In dieser Welt ein für allemal zurückzudrängen. Dazu ist es notwendig, daß er dreizehn schwere Prüfungen auf sich nimmt, die in die dreizehn Wege münden, welche in die Dimension des Grauens und Wahnsinns führen. Nur wenn es ihm gelingt, jeden Weg erfolgreich zu beenden, hat er vielleicht eine Chance, in das Zentrum der Finsternis einzudringen.

Ak Nafuur, der sein Ende nahen fühlte, beeilte sich, sein Testament in dreizehn versiegelten Umschlägen zu hinterlassen. Um auf Einzelheiten einzugehen, blieb ihm keine Zeit mehr. So hinterlaßt er ein gefährliches Fragment…

Dennoch ist Björn bereit, das Risiko auf sich zu nehmen, denn in dem Moment, da er sich entschließt, den ersten Umschlag zu öffnen, erklärt er sich automatisch dazu bereit, auchdie anderen zwölf Wege in die Dimension des Grauens einzuschlagen, wenn er dazu noch die Gelegenheit haben sollte. Es gibt – nach seiner Entscheidung – kein Zurück mehr für ihn. Er muß seiner Bestimmung folgen, gleich, wohin sie ihn auch führt…

Fünf Aufgaben hat er bereite erfolgreich gelöst.

Bis zum 27. Mai verlief Brian Thomasons Leben ohne besondere Höhepunkte und Ereignisse. Der dreißigjährige Angestellte einer Werbefirma hatte keine besonderen Ambitionen, keine außergewöhnlichen Fähigkeiten. Brian Thomason lebte sein Leben, verließ morgens um sieben Uhr das Haus, fuhr regelmäßig mit der U-Bahn, frühstückte um neun Uhr dreißig – meist einen Hamburger –, speiste in der Kantine, las die New York Times und verließ um siebzehn Uhr das Büro der Firma, für die er tätig war.

Er fuhr in seine Wohnung. Sie lag in der Fulton Street, im Stadtteil Manhattan, unweit der Kai-Anlagen des Hudson River, den er von seinem Schlafzimmer aus sehen konnte.

Thomason war in dieser Gegend groß geworden, hatte niemals den Ehrgeiz verspürt, sich eine andere Wohnung zu suchen, eine die teurer, moderner und komfortabler war.

Am Morgen des 27. Mai, der sein Leben von Grund auf verändern sollte, aber zwang das Schicksal ihn dazu, die Wohnung aufzugeben.

Noch ehe der Tag graute, passierte das völlig Unerwartete, Grauenvolle.

Thomason wurde plötzlich wach. Sofort roch er den Rauch und sah den Feuerschein. Im ersten Moment wußte der Amerikaner nicht, was los war, ob er wachte oder träumte. Doch im nächsten Moment war er hellwach und das Ungeheuerliche wurde ihm zur Gewißheit.

Seine Wohnung stand in Flammen! Riesige Feuerzungen leckten über Wände und Türen. Tapeten, morsches Holz und die Einrichtung waren ein einziges, prasselndes Flammenmeer.

Sein Bett brannte…

Mit einem wilden, spitzen Aufschrei sprang Brian Thomason auf und schleuderte die brennende Bettdecke zur Seite.

Rauch und Feuer hüllten ihn ein, der hölzerne Fußboden war eine einzige Feuerfläche.

Der Weg zur Tür war ihm versperrt, und der zum Fenster…, dies war sein nächster Gedanke, während Panik ihn erfüllte.

Nein, unmöglich! Aus dem Fenster schlugen ebenfalls meterlange Flammen auf die Straße.

Thomason war von allen Seiten von Flammen eingeschlossen. Es gab keinen Ausweg mehr für ihn, keine Rettung…

Feuer… überall. Und er stand mitten drin – wie auf einem Scheiterhaufen!

Verkohlende Bilder fielen von den Wänden, krachend brach der Bücherschrank an der gegenüberliegenden Wandseite zusammen. Alle Bände bildeten einen einzigen, verglühenden, rauchenden Klumpen.

Ein Flammen-Inferno, aus dem es keinen Ausweg mehr gab…

Das Tosen des Feuers, der beißende Qualm, der ihm den Atem raubte, die unerträgliche Hitze… das alles würde ihn binnen weniger

Sekunden vernichten.

Die Flammen schlugen schon an ihm empor. Mit Grauen wurde ihm bewußt, daß er selbst ein Teil dieses Feuers war, daß es alles Brennbare bereits verschlungen hatte. Selbst die dunkelblauen Shorts, die er zur Nacht getragen hatte, waren ein Opfer des Feuers geworden und an seinem Leib verglüht. Nachglimmende Reste fielen von ihm ab wie Flocken.

Brian Thomason schrie wie von Sinnen. Er sprang vom zusammenbrechenden Bett – hinein in das Flammenmeer, und erst in dieser Sekunde wurde ihm bewußt, daß er eigentlich längst zusammengebrochen und selbst ein verkohlter Klumpen sein müßte – wie alles in diesem prasselnden Inferno!

Es gab nur noch Feuer, aber er lebte noch immer?!

Die ganze Tragweite des Ungewöhnlichen fraß sich jetzt in sein Bewußtsein, drängte Panik und namenloses Grauen zurück.

Er tastete sich mit fahrigen Bewegungen ab und sah, wie die Flammen an seinem Körper emporschlugen.

Aber – sie vernichteten ihn nicht!

Während alles um ihn herum in einer tosenden, prasselnden Hölle unterging, blieb er unversehrt…

*

Also doch ein Traum?! Ein Alptraum, der sich ins Gegenteil verkehrte?!

Nein!

Thomason wußte, daß er wach war. Er spürte den scharfen, spitzen Schmerz, den er sich durch Kneifen in den linken Oberarm selbst zufügte.

Alles war unwirklich und unbegreiflich. Wie ein Schlafwandler lief er durch die Flammen. Geräusche im Haus. Aufgeregte Stimmen.

»Feuer! Hilfe!« erklang der Schreckensruf von mehreren Seiten.

Eine Sirene begann zu heulen.

Thomason war plötzlich ganz ruhig. Er nahm die ungeheuerliche Erkenntnis einfach hin. Er brannte nicht, obwohl die Flammen an ihm leckten. Er war splitternackt, auf seiner Haut spiegelte sich der wilde Feuerschein, und Rauch und Hitze fraßen den Sauerstoff. Seine Lungen stachen, wenn er atmete – aber er erstickte nicht…

Wenn er anfing, darüber nachzudenken, begann er an seinem Verstand zu zweifeln…

Brian Thomason sah durch den Flammenvorhang hindurch die Menschen auf der Straße, die durch den Feuerschein und den Krach angelockt worden waren.

Polizeifahrzeuge tauchten mit heulenden Sirenen auf, Feuerwehren

trafen ein.

Für Brian Thomason wurde dieser frühe Morgen zum Teil eines Traumes, den er nicht voll mitbekam. Der Mann stellte sich auf die Fensterbank. Sie befand sich im dritten Stock. Es störte ihn nicht, daß er splitternackt war. Er konnte kein Laken, kein Handtuch um sich binden. Es gab nichts mehr in der Wohnung, das den Flammen nicht zum Opfer gefallen wäre.

»Da ist einer!« schrie jemand von unten. Trotz des allgemeinen Lärmes konnte Thomason deutlich diesen Ruf vernehmen.

Er hörte das Klappern der metallenen Ansatzstücke, als die Feuerwehrleute die Schläuche über die Straße zogen.

»Um Himmels willen! Der Mann verbrennt noch!« Die aufgeregte, helle Stimme einer Frau ertönte.

»Nein, nein! Nur keine Angst«, hörte sich Thomason murmeln, ohne daß es ihm bewußt wurde. »Es passiert nichts. Ich kann nicht verbrennen…«

Es war schon eine verrückte Situation, in der er sich befand. Er wußte, daß ihm nichts passieren konnte, aber die anderen waren nicht darüber informiert. Trotz des Niedergangs seines gesamten Hab und Gut, das einfach nicht mehr zu retten war, fing die ganze Sache an, ihn mit einem Mal zu amüsieren.

Er geriet in eine solche Stimmung, daß er sich versucht fühlte, einfach aus dem dritten Stockwerk zu springen, noch ehe die Feuerwehrmänner das Sprungtuch aufgespannt hatten.

Aus dem Haus Nr. 36 in der Fulton Street stürzten die Menschen. Dicke Rauchwolken wälzten sich aus den weit offen stehenden Fenstern und Türen. Niemand wußte in diesen Minuten, da alles drunter und drüber ging, wo im Haus der Brand ausgebrochen war. Jeder aber schien davon irgendwie in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein. Hier in der dritten Etage, in seiner Wohnung, schien es jedoch besonders eingeschlagen zu haben…

Das Sprungtuch war aufgespannt, die Straße abgesperrt.

Thomason tränten die Augen. Er konnte kaum etwas sehen.

»Springen Sie!« Wurde ihm über ein Megaphon von unten herauf zugerufen. »Zögern Sie nicht länger, verlieren Sie keine Zeit mehr!«

Flammen umhüllten ihn, als er sprang. Wie eine brennende Fackel stürzte er in die Tiefe. Ein vielstimmiger Schrei hallte durch die Fulton Street, in der das morgendliche Leben erwachte.

Hunderte von Menschen wurden Zeuge, wie der von Flammen umhüllte Körper durch die Luft flog. Der Mann mußte höllische Schmerzen aushalten und sich in Todesangst befinden. Er brannte lichterloh…

Thomason spürte, wie er auf dem straff gespannten Segeltuch aufkam. Sofort warf irgendwer eine große Decke über ihn. Es wurde

dunkel.

Sanft wurde er auf den Boden heruntergelassen.

Die Decke wurde vorsichtig weggenommen.

Ein Arzt und mehrere Sanitäter tauchten bei ihm auf. Alles war vorbereitet, um ihn abzutransportieren, um ihn unter Umständen noch an Ort und Stelle ärztlich zu behandeln.

Die Augen des Mediziners wurden groß wie Untertassen, als er Thomasons Haut sah. Der Mann blinzelte und preßte die Augen zusammen.

»Das… gibt's doch nicht«, stammelte er. »Ich habe es doch genau gesehen…«

Mit einem Ruck riß der Arzt die Decke vollständig zurück.

Am ganzen Körper Brian Thomasons gab es keine Verletzung, keine Brandblase. Nicht mal die Augenwimpern oder die Haare waren angesengt.

»Wie fühlen Sie sich?« fragte der Arzt mechanisch.

»Den Umständen entsprechend gut. Ich hatte nochmal Guck, wie mir scheint, Doc…«

Der andere nickte. Die Sanitäter, die schon mit der Bahre bereit standen, ließen diese enttäuscht sinken.

»Wie haben Sie das nur gemacht?« murmelte der Arzt. »Ich habe so etwas noch nicht erlebt…« Er tastete Thomason von Kopf bis Fuß ab. »Das widerspricht allem, was Naturgesetz ist…« Er warf einen langen Blick auf das Haus zurück. Die obere Fassade stand in hellen Flammen. Dicke Wasserstrahlen waren auf die brennenden Fensterrahmen gerichtet. Funken sprühten in den morgendlichen Himmel. Über der Straße stand eine riesige Rauchwolke. Die Wohnung Thomasons war offensichtlich bisher am stärksten in Mitleidenschaft gezogen worden.

Feuerwehrleute versuchten vom Hausinnern aus in die Wohnung einzudringen. Aus dem Gebäude wurden Bewohner gebracht, die noch im Schlaf von Rauch und Flammen überrascht worden waren. Viele wurden mit Rauchvergiftungen in die umliegenden Krankenhäuser eingeliefert.

Der Arzt, der sich um Thomason kümmern wollte, ließ diesen jetzt zurück. Er wurde an anderer Stelle gebraucht. »Ich würde mich gern nachher mit Ihnen nochmal unterhalten«, sagte er nachdenklich.

»Ja, gern, Doc…«

Brian Thomason wurde von denen, die seine Rettung aus unmittelbarer Nähe miterlebt hatten, angestarrt wie das siebte Weltwunder.

Thomason richtete sich auf, schlang die Wolldecke vollends um sich und lief aus eigener Kraft weiter auf die andere Straßenseite, um sich dort auf einen Mauervorsprung zu hocken und die

Bergungsarbeiten zu beobachten. Die Straße war völlig geräumt, um den noch immer eintreffenden und abfahrenden Rettungsfahrzeugen Platz zu machen.

Zahlreiche Passanten standen in seiner Nähe, Neugierige aus den umliegenden Straßen waren gekommen. Die Polizei hatte ihre Mühe, die Menschenansammlungen auf den Bürgersteigen aufzulösen. Über Lautsprecher wurden die Leute aufgefordert, dem brennenden Gebäude nicht zu nahe zu kommen. Durch Funkenflug sei noch immer zu befürchten, daß auch Häuser in der Nachbarschaft in Brand geraten könnten. Die Feuerwehr versuchte dem vorzubeugen, indem die Dächer der angrenzenden Gebäude ständig befeuchtet wurden.

Mit gemischten Gefühlen beobachtete Brian Thomason alle Maßnahmen, nahm dabei die vielen Menschen auf der anderen Straßenseite dennoch nur beiläufig wahr.

Bis auf einen. Der Mann war groß, ’ schlank, hatte einen grauen Anzug an, machte einen gutsituierten Eindruck.

Thomason wurde auf den Fremden aufmerksam.

Der graugekleidete Mann trug einen breitkrempigen Hut, den er tief in die Stirn gezogen hatte.

Der Fremde näherte sich Brian Thomason.

Der mußte schlucken. Als der Mann noch zwei Schritte von ihm entfernt war, stehenblieb und ihn mit einem rätselhaften Lächeln ansah, schien es, als greife eine eisige Hand nach seinem Herzen.

Brian Thomason war diesem Mann nie begegnet, und doch kannte er ihn.

Er entsann sich an einen Traum, den er vor einigen Tagen gehabt hatte.

Den Traum hatte er vergessen – aber nicht die Person, die sich ihm mit ihrer ganzen Erscheinung genau eingeprägt hatte.

Der Mann im grauen Straßenanzug und Hut war ihm im Traum erschienen!

*

Zur gleichen Zeit – Tausende von Meilen entfernt – auf der anderen Seite der Weltkugel…

Zwischen den Hawaii- und Galapagos-Inseln befand sich ein großes Eiland, das auf keiner Karte der Welt verzeichnet war. Kein Wunder! Diese Insel existierte offiziell nicht und war darüber hinaus unsichtbar.

Dennoch lebte eine Handvoll Menschen dort.

Björn Hellmark und seine Gefährten hielten sich dauernd dort auf. Marlos, die unsichtbare Insel, war ihnen zu einer neuen Heimat geworden.

Marlos war ein Paradies. Die Menschen darauf lebten autark und konnten sich selbst versorgen. Das fruchtbare Land brachte viel hervor, Tiere, die sie hielten und züchteten, brachten Fleisch, Milch und Eier.

Auf. Marlos wohnten ständig sechs Menschen. Dies waren Björn Hellmark, der Herr der Insel, Rani Mahay, sein treuer Freund und Mitstreiter im Kampf gegen die Dämonen, Carminia Brado, die schöne Brasilianerin, Danielle de Barteaulieé, die Tochter des Comte de Noir, Pepe und Jim.

Als Gast weilte derzeit Arson, der Mann mit der Silberhaut, bei ihnen.

Hin und wieder kamen weitere Gäste, Menschen, die sich ebenfalls auf Marlos wie zu Hause fühlten, deren Stellung in der Gesellschaft und berufliche Aktivitäten es jedoch nur zuließen, daß sie von Fall zu Fall hierher kommen konnten. Dazu gehörten in erster Linie Camilla Davies, Alan Kennan, Anka Sörgensen-Belman, Tina Morena, die bekannte Schauspielerin. Zusammen mit Anka bildete sie ein Doppel-Medium, das nur in seiner Gemeinsamkeit in der Lage war, in eine bestimmte Dimension zu verschwinden und Botschaften über die Grenzen der Welten zu übermitteln.

In Strandnähe standen zahlreiche Blockhütten, die von den Stammbewohnern im Lauf der Zeit errichtet worden waren.

Die Hauptarbeit hatte hier zweifelsohne Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, geleistet, der die meisten Hütten errichtet hatte.

Camilla Davies’ und Alan Kennans Behausungen standen schon seit geraumer Zeit leer. Obwohl Camilla und Alan in das Marlos-Team integriert waren, traf man sie nur selten auf der Insel an.

Camilla und Alan waren in erster Linie beauftragt, sich in der ganzen Welt nach eventuell in Frage kommenden Mitstreitern umzusehen. Ihre Mission auf der Suche nach Gleichgesinnten hatte schon Erfolg gezeigt. Doch ein wirklich durchgreifendes Erlebnis hatten sie nicht gehabt. Viele Medien, von denen man annehmen konnte, daß sie eine Zielscheibe für die Dämonen und deren Schergen in dieser Welt waren, wagten erstaunlicherweise nicht den entscheidenden Schritt. Sie waren voller Mißtrauen oder hatten noch nicht jenen Reifegrad erreicht, der notwendig war, um Hellmarks Aufgabe zu erkennen. Viele zögerten noch. Sie schienen auf etwas zu warten…

Worauf? Auf einen ganz großen Erfolg, auf den Gewinn einer Schlacht, die sich zweifellos ganz deutlich abzeichnete.

Diese Schlacht mußten sie wohl oder übel vorerst ohne große Unterstützung bestehen.

War das, was er seit Wochen konsequent verfolgte, nichts weiter als das Herbeischaffen eines Beweises – für die anderen, die so

dachten und fühlten wie er?

Unwillkürlich drängte sich Björn Hellmark dieser Gedanke auf.

Als ihm diese Überlegung kam, senkte er mechanisch den Umschlag mit dem zerbrochenen Siegel. Wieder mal hielt er nach einem abenteuerlichen Erlebnis eine weitere Nachricht seines toten Freundes Ak Nafuur in der Hand. Es war die sechste Botschaft, die an ihn gerichtet war. Und während er sie studiert hatte, waren ihm plötzlich jene seltsamen Gedanken gekommen.

Insgesamt dreizehn Aufgaben erwarteten ihn. Sollte er eine nach der anderen erfolgreich abschließen, war ihm die Begegnung mit der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my sicher. Dies jedenfalls prophezeite ihm Ak Nafuur. Und dieses Ziel steuerte der Herr von Marlos an.

Die Begegnung mit Rha-Ta-N'my entschied alles. Für ihn – oder für sie.

Doch ob er es schaffte, hing davon ab, ob er die Hindernisse beiseite räumen konnte, die ihm im Weg lagen. Er mußte mit außergewöhnlichen Gefahren fertig werden. Gerade der letzte Weg in die Dimension des Grauens, den er hatte gehen müssen, um seinen Auftrag zu erfüllen, hatte gezeigt, wie rasch eine Situation sich änderte und er auf der Strecke bleiben konnte. Quasi im letzten Augenblick – durch das entschlossene Eingreifen von Whiss – war er mit dem Schrecken davongekommen. Whiss war außer Jim, dem Guuf, mit Abstand der eigentümlichste Bewohner der Insel. Rani Mahay hatte dem kleinen Burschen im Mikrokosmos das Leben gerettet und mit herübergebracht. Whiss hatte die Größe eines Raben und hockte am liebsten, wenn er nicht im Wipfel seiner Stammpalme schlief, auf den Schultern des Inders.

Am ehesten konnte man Whiss als intelligentes vogelartiges Wesen bezeichnen. Aber dies traf die Wahrheit nur unvollkommen.

Er hatte zwei Beine wie ein Mensch, ebenso Arme. Auf den Schultern trug er zarte Flügel, die an die eines Schmetterlings erinnerten. Der Kopf war eine Mischung zwischen Mensch, Vogel und Schildkröte. Am bemerkenswertesten aber war die Tatsache, daß Whiss ein wahres Stimmen-Phänomen war. Jeden Laut, jede Stimme konnte er imitieren, und mit den ausfahrbaren Fühlern auf seinem Kopf war er imstande, erstaunliche parapsychologische Aktivitäten zu entfalten…

Whiss hatte die Entscheidung in der fünften ›Runde‹ gegen Rha-Ta-N'my herbeigeführt. Ohne ihn wäre nichts gelaufen.

Und nun war der Zeitpunkt gekommen, den sechsten Weg einzuschlagen.

Hellmark befaßte sich weiter mit der neuen Botschaft.

»Die Schlangengöttin Luku-U'moa steht im Mittelpunkt deines Interesses«, schrieb Ak Nafuur in seiner beeindruckenden, klaren

Schrift. »Bisher hattest du nur am Rand mit ihr zu tun. Wenn du diese Nachricht in Händen hältst, hast du fünf Aufgaben erfolgreich bestanden. Das bedeutet viel - und doch kaum etwas. Immerhin ist es dir gelungen, das ›Kalte Licht‹ aus dem Reich des Schlangengottes zu holen. Dieses Feuer wurde Luku-U'moa gestohlen. Von diesem Zeitpunkt an konnte sie ihre Macht auf der Welt, die ihr gehört, nur noch begrenzt ausüben. Deine Aufgabe wird es sein, Luku-U'moa das ›Kalte Licht, die Ewige Flamme der Schlangengöttin‹ wieder zurückzubringen. Luku-U'moa war einst eine Menschenfrau, die ihren Leib und ihre Seele an den Schlangengott verlor. Nur für eine gewisse Zeit. Sie erkannte sehr schnell, wie sehr sie ihren Einflußbereich ausdehnen könnte, wenn es ihr gelänge, denjenigen des Schlangengottes einzuschränken…«

Und in einer humorigen Anwandlung fügte Ak Nafuur in einer Fußnote hinzu, daß ›dies sich kaum vom Machtdenken und -streben einiger Menschen unterscheide‹…

»Sie spann ihre Intrigen sehr zart und kunstfertig. Aber nicht kunstfertig genug, wie sie bald feststellen mußte. Der Schlangengott hatte bemerkt, was sie im Schild führte. Er konnte zwar ihre ›Flucht‹ und die Übernahme eines Teils seiner Einflußsphäre nicht mehr verhindern, aber er konnte das ›Ewige Licht, die Kalte Flamme‹ entfernen, die notwendig ist, daß das Reich der Schlangengöttin sich ausdehnen kann. Befindet sich die ›Kalte Flamme‹ im goldenen Ständer des Palastes der Herrscherin, hat sie endgültig den Sieg über den Schlangengott errungen. Die Flamme ist das Signum ihrer Macht, das Siegesfeuer ihrer Welt. Und ein Fanal der Hoffnung…«

Hier hielt Hellmark zunächst mit dem Lesen inne.

Was Ak Nafuur da zu Papier gebracht hatte, befremdete ihn im ersten Moment.

Wenn es ihm wirklich gelang, die Flamme in Luku-U'moas Welt zu bringen, dann half er zwar mit, die Macht eines Dämons zu brechen – aber gleichzeitig auch die eines anderen zu stärken. Welchen Sinn ergab das Ganze?

Er las weiter.

Es schien, als hätte Ak Nafuur beim Abfassen dieser Zeilen geahnt, was Björn Hellmark durch den Kopf gehen würde. Die weiterführende Niederschrift berücksichtigte Hellmarks Überlegungen.

»Ich kann mir gut denken, daß diese Dinge deinen Widerstand und mehr noch – dein Mißtrauen mir gegenüber hervorrufen werden. Laß' dir alles genau erklären, Freund! Ehe Luku-U'moa sich entschied, sich dem Schlangengott anzuschließen, war sie eine Menschenfrau. Heute ist sie, die Schlangengöttin, jenes rätselhafte Geschöpf, das halb Mensch – halb Schlange ist. In ihrem Lebensbereich herrscht sie als wilde Despotin, sie ist launisch und unberechenbar.

Mehr noch über ihre eigenwillige Erscheinung, ihre Besonderheiten: manchmal sehnt sie sich danach zurück, wieder Mensch zu sein, manchmal aber fühlt sie den Wunsch in sich aufsteigen, Rha-Ta-N'my immer ähnlicher zu werden. Dieses Janus-Gesicht ist einerseits gefährlich, andererseits gibt es aber auch zur Hoffnung Anlaß. Die Anwesenheit des ›Kalten Lichts, der Ewigen Flamme Luku-U'moas‹, kann über die künftige Entwicklung Klarheit verschaffen. Das bedeutet – Luku-U'moa kann sich sowohl für die eine als auch für die andere Seite entscheiden. Für den Fortgang der Entwicklung aber ist es notwendig, daß Luku-U'moa nicht auf der Seite Rha-Ta-N'mys bleibt, sondern wieder zur Menschenfrau wird.

Deine Aufgabe besteht deshalb aus zwei Teilen, Björn: erstens muß es dir gelingen, die ›Ewige Flamme‹ an den Bestimmungsort zu bringen, zweitens - mußt du Luku-U'moa dazu bringen, sich für die Welt der Menschen und nicht der Dämonen zu entscheiden. Je besser du den ersten Teil des Auftrags erledigst, desto einfacher wirst du es mit dem zweiten Teil haben.

Deshalb mußt du bei der Ausführung einiges beachten. Wie ein Dieb in der Nacht mußt du dich in ihr Reich einschleichen, und ebenfalls wie ein Dieb mußt du die Flamme in den Ständer stellen. Niemand darf dich dabei sehen. Noch eines ist wichtig bei diesem Unternehmen. Du darfst nicht ein einziges Mal während deiner Anwesenheit in Luku-U'moas Reich deinen Doppelkörper einsetzen. Mit deinen Händen mußt du die ›Ewige Flamme‹ an den Bestimmungsort bringen. Nur dann hast du vielleicht eine Chance, den Häschern und Menschenjägern zu entkommen, die überall lauern und die über eine große Macht verfügen.

Nur wenn es dir gelingt, beide Aufgaben präzise zu lösen, ist ein Weg vorhanden, die kommenden Missionen überhaupt in Angriff zu nehmen.

Nur mit großem Bedenken habe ich mich entschlossen, für dich diesen Weg auszuwählen, er ist Teil jener dreizehn ›Umwege‹ in die Dimension des Grauens und Wahnsinns.

Meide die Begegnung mit den Menschenjägern und Häschern, die den Auftrag haben, jeden Fremden aufzuspüren, um ihn zu vernichten! Das Harmloseste ist noch, wilden Tieren zum Fraß vorgeworfen zu werden. Es kommt darauf an, in welcher Laune Luku-U'moa sich gerade befindet.

Wenn du das Licht unbemerkt in den Ständer stellen kannst, hast du allerdings eine große Chance, daß Luku-U'moa dich erhört, daß sie ein offenes Ohr für deine Wünsche hat.

Bedenke deinen Plan und dein Vorgehen gut. Ich kann dir nur raten, eventuelle Hindernisse aufzuzeigen. Und die nicht mal alle… Denn alles ist stets in Fluß, alles kann sich jederzeit ändern, wenn

Faktoren hinzukommen, die ich nicht wissen, nicht mehr berücksichtigen konnte. Dies ist das Manko der Botschaften an dich, Björn. Sie setzen eine gewisse Patina an, ehe du sie öffnen kannst. In der Zwischenzeit kann auch die andere Seite einen Teil ihrer Strategie geändert haben. Wo es möglich war, habe ich auch dies berücksichtigt.

Noch ein letztes…

Zu Luku-U'moa zu gelangen, ist für dich kein Problem. Du hast den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh. Er wurde schon ein mal in der Vergangenheit zu diesem Zweck benutzt. Kiuna Macgullyghosh, die während ihres langen Lebens viele jenseitige Reiche aufsuchte, hat auch Luku-U'moa besucht. Sie konnte sich jedoch nie für deren Magie, für deren okkulte Welt entscheiden.

Kiuna Macgullyghosh verfolgte mehrere Arten, um das Böse zu vermitteln. Du mußt den Spiegel von der Insel wegschaffen. Es gibt nur einen einzigen Punkt in der Welt, der maßgebend dafür ist, um Luku-U'moa zu gelangen, wenn man nicht selbst einer ihrer Diener oder Helfer ist.

Dabei gibt es allerdings eine kleine Schwierigkeit. Die Stelle, von der aus der Übergang möglich ist, ist leider nicht so unproblematisch. Wo einst nur Wald war, steht heute ein Bauernhof. Die im Süden liegende Wand einer Scheune ist der Punkt, an dem du den Spiegel benutzen kannst.

Der Bauernhof liegt im Herzen Schottlands, unweit der Ortschaft Abertoyle. Dorthin mußt du gehen. Der Bauernhof gehört einem Mann namens McForter…«

Hellmark kratzte sich am Kopf, als er die letzten Zeilen gelesen hatte, mit denen Ak Nafuur ihm Glück und Erfolg wünschte…

Glück konnte er wahrhaftig brauchen.

Der sechste Weg hatte seine besonderen Tücken.

Es mußte ihm gelingen, Außenstehende fernzuhalten von den Stellen, die er zur Operation benötigte. Er durfte und wollte kein unnötiges Aufsehen erregen.

Die Lippen des blonden Mannes bildeten eine scharfe Linie in seinem sonnengebräunten Gesicht. Sein Hirn arbeitete mit der Präzision eines Computers.

Hellmark überlegte alle notwendigen Schritte für sein Unternehmen. Er wollte so wenig wie möglich dem Zufall überlassen. Je besser durchdacht alles war, desto größer war die Chance, die Mächte der Finsternis zu überlisten und unschuldige Menschen aus dem Spiel zu lassen.

In diesem Fall wurde seine Operation zu einer wahren Gratwanderung…

*

Der Mann aus seinem Traum?!

Thomasons Augen verengten sich. Sicher war er dem Fremden doch schon mal begegnet, versuchte er sich einzureden, auch wenn sein Gefühl von Anfang an dagegen sprach.

»Wie geht es Ihnen?« sprach der andere ihn an.

Thomasons Konzentration war ganz auf den Sprecher gerichtet. Nicht mal am Rand bekam er mit, daß andere Hausbewohner, in Decken geschlagen, von Helfern über die Straße geführt wurden, und unweit von ihm im Morgengrauen ebenfalls auf dem steinernen Sims saßen.

Statt einer Antwort auf diese Frage, stellte Thomasons selbst eine. »Wer sind Sie?«

»Jack Hallon«, erwiderte der Mann im grauen Anzug.

»Jack Hallon?« echote Brian Thomason. »Nie gehört… ich kenne Sie nicht.«

Während er das sagte, kamen schon wieder Zweifel. So sicher war er sich da nicht mal. Ein Nachbar, der kürzlich in das zwei Blöcke entfernte, moderne Apartmenthaus eingezogen war? Waren sie sich dabei flüchtig auf dem Weg zur oder von der Arbeit begegnet?

Ein Kunde der Werbefirma, für die er tätig war?

Thomason zermarterte sich das Gehirn und kam doch zu keinem Ergebnis.

»Woher kennen Sie mich?« fragte er leise.

»Ich beobachte Sie schon eine ganze Zeit«, erhielt er zur Antwort.

»Sind Sie Detektiv? Dann muß ich Sie enttäuschen und Ihnen sagen, daß ich weder etwas ausgefressen habe, keiner verheirateten Frau nachsteige und auch aus meiner Firma nichts mitgehen lasse. Ich fürchte, Sie sehen in mir jemand, der ich nicht bin…«

»Doch, Sie sind Brian Thomason. Sie sind genau der Mann, der mein Interesse geweckt hat.«

»Und wie läßt sich das erklären?«

»Ganz einfach. Sie sind der Richtige. Ich habe die Absicht, durch Sie der Welt zu beweisen, daß es sehr viele erstaunliche und wunderliche Dinge gibt, die man nicht so einfach erklären kann.«

»Sie reden Unsinn«, reagierte Thomason scharf. Er winkte ab. »Alles läßt sich erklären…«

»Oh, das sagen ausgerechnet Sie, der doch vor wenigen Minuten erst ein Erlebnis hatte, das eigentlich nachdenklich stimmen sollte.«

»Welches Erlebnis?«

Der andere nickte. »Ja, ja, so sind die Menschen. Sie sind kleingläubig, unberechenbar und unzuverlässig. Sie fragen immer nach Zeichen, und wenn dann welche da sind, sehen sie sie nicht –

oder wollen sie nicht sehen. Thomason – das erste Zeichen ist gesetzt! Was veranlaßt Sie dazu, es einfach zu ignorieren?«

»Was für ein Zeichen?« Thomason war ganz Ohr. Er hatte alles um sich herum vergessen. Das ganze aufgeregte Treiben in der Straße, die an- und abfahrenden Fahrzeuge, die Durchsagen der Polizei, die Löscharbeiten – dies alles interessierte ihn gar nicht mehr.

Da war der Fremde, da war seine seltsame Art zu sprechen. Von beidem war Thomason fasziniert.

»Ihre Rettung… sie sind den Flammen entkommen…«, sagte der Graugekleidete.

»Ich hatte Glück…«

»Sie nennen es Glück, wenn Flammen Sie umzüngeln, wenn alles ringsum lichterloh brennt, wenn Sie mitten drin stehen, und nicht ein Haar wird Ihnen gekrümmt?«

Brian Thomason öffnete schon den Mund. Unwillkürlich drängte es in ihm zum Widerspruch. Aber er unterließ es.

Der andere hatte recht!

Da stimmte etwas nicht, da ging etwas nicht mit rechten Dingen zu.

»Was ist das für ein Tag? Wieso bin ich mit heiler Haut davongekommen? Wer sind Sie wirklich und was wollen Sie von mir?« Seine Stimme klang belegt.

»Heute ist der siebenundzwanzigste Mai, Mister Thomason. Merken Sie sich dieses Datum gut! An diesem Tag hat sich Ihr Leben verändert. Sie sind mit heiler Haut davongekommen, weil ich das so wollte… Wer ich wirklich bin? Nun ich nannte Ihnen meinen Namen schon: Jack Hallon. Was finden Sie daran so ungewöhnlich? Was ich von Ihnen will, ist in wenigen Worten gesagt. Ich möchte, daß Sie ein paar besondere Erlebnisse haben, Geschehnisse, die merklich aus dem Alltag herausfallen. Das ist doch sicher auch eine interessante und außergewöhnliche Erfahrung, finden Sie nicht auch?«

»Dann geht das Feuer – auf Ihre Einwirkung zurück?« Thomason erbleichte, als sein Gegenüber einfach nickte, ohne zu antworten. »Sie haben das Feuer gelegt? Aber wie…«

»Gelegt ist nicht der richtige Ausdruck. Ich habe dafür gesorgt, daß es ausbricht. Und dann wurden Sie von selbst wach…«

»Das Feuer begann in meinem Schlafzimmer?«

»Ja. – Aber das braucht Sie jetzt nicht mehr zu sorgen. Es wurde Ihnen kein Haar gekrümmt. Sie haben die Erfahrung gemacht, daß Ihr Körper nicht brennen konnte – und damit ist alles in bester Ordnung. Ihre Rettung grenzt ans Wunderbare, dafür sollten Sie mir dankbar sein. Ich nehme an, daß einige Leute sehr viele Fragen an Sie haben werden. Was mit Ihnen geschehen ist, geht weit über das hinaus, was man allgemein als das ›Normale‹ bezeichnet…«

»Wo bin ich Ihnen schon mal begegnet? Warum kann ich mich nicht an Sie erinnern?«

»Träume können manchmal sehr flüchtig sein. – Aber so soll es nicht bleiben. Ich werde mit Sicherheit in der nächsten Zeit noch mehrere Male mit Ihnen zusammentreffen. Das liegt in der Natur der Sache…«

Er tippte grüßend an seinen Hut und verschwand im allgemeinen Gedränge, ehe Brian Thomason noch etwas sagen konnte.

Er stand auf, reckte sich und versuchte über die Köpfe der Umstehenden Sanitäter und anderen Helfer den Davongehenden zu erkennen.

Aber wie ein Spuk war der vom Erdboden verschwunden…

*

Die nächsten beiden Stunden geschah soviel, daß er im einzelnen nicht mehr zu sagen vermocht hätte, was es alles gewesen war.

Brian Thomason war einer der wenigen Hausbewohner, die nicht zur Behandlung oder Untersuchung ins Krankenhaus gebracht wurden.

Dabei sprach alles dafür, daß dieser Mann eigentlich am stärksten in Mitleidenschaft gezogen worden sein mußte!

Seine Wohnung war ein einziges Bild von Verwüstung.

Da gab es nichts Heiles mehr. Die Kriminalpolizei, die sofort nach den Löscharbeiten ihre Untersuchungen über die Brandursache aufnahm, konnte – wie die Reporter lokaler und überregionaler Zeitungen – ebenso wenig glauben, daß Brian Thomason diesem Inferno entkommen war.

Hinzu kamen die Aussagen von Augenzeugen, die den in Flammen gehüllten Thomason aus dem Fenster springen sahen.

Alle diese Dinge genommen – und auch das Interesse von Dr. Claid an dem Fall – führten dazu, daß Brian Thomason in den Blickpunkt des Interesses geriet.

Kriminalbeamte stellten ihm Fragen, Reporter umringten ihn, Dr. Claid bat ihn, eine eingehende Untersuchung durchführen zu dürfen. Der Fall Thomason interessierte ihn.

Ein parapsychologisches Phänomen?

Konnte es sein, daß Brian Thomason in diesen von Grauen und Entsetzen erfüllten Minuten über sich hinauswuchs? Waren Kräfte freigeworden, über die er sonst nicht verfügte, die aber im entscheidenden Moment seinen Körper davor schützten, von den Flammen aufgefressen zu werden?

Alle diese Fragen verlangten nach einer Aufklärung.

Auch die Brandursache konnte hier eine Rolle spielen. Es zeichnete sich schon früh ab, daß das Feuer offensichtlich in der Wohnung

Thomasons ausgebrochen war.

Doch wie kam es dazu?

Der erste Verdacht war gewesen, daß Brian Thomason möglicherweise mit einer brennenden Zigarette in der Hand eingeschlafen war. Aus einem Schwelbrand hatte sich dann schließlich ein loderndes Chaos entwickelt.

Diese Theorie mußte fallen gelassen werden.

Thomason war Nichtraucher.

Die Vernehmung des Mannes hatte ergeben, daß er im Schlaf von den Flammen überrascht worden war. Das schloß aus, daß Thomason schon in den frühen Morgenstunden mit elektrischen Geräten hantiert hatte, von denen eines möglicherweise defekt war.

Ein anderer Verdacht mußte ebenfalls erst noch ausgeräumt werden: Brandstiftung. Sie war wenig wahrscheinlich, aber die Polizei durfte auch diese Möglichkeit nicht außer acht lassen.

Es gab viele Rätsel. Eins davon war auch die Tatsache, daß Thomason auf eine außergewöhnliche Art überlebte, ohne auch nur eine einzige Brandblase davongetragen zu haben. Dieses Phänomen beschäftigte all jene, die an diesem Tag mit Thomason zu tun hatten.

In dem fraglichen Haus in der Fulton Street wurde bis in die Mittagsstunden harte Arbeit geleistet. Die Aufräumungsarbeiten kamen zügig voran. Schon am Nachmittag konnten alle Bewohner wieder in ihre einigermaßen hergerichteten Wohnungen einziehen. Thomason Blieb dieses Glück verwehrt. Das Feuer hatte bei ihm verheerend gewütet. Es war unzumutbar, in der Wohnung zu bleiben. Es gab keine Möbel mehr, nichts mehr, womit er hätte etwas anfangen können. Was die Flammen nicht vernichtet hatten, war dem Einsatz des Löschwassers zum Opfer gefallen.

Von Nachbarn erhielt Thomason an diesem Tag erste notdürftige Kleidungsstücke. Damit machte er sich auf den Weg in die Stadt und hob auf der Bank ausreichend Geld ab, um sich ein neues Hemd, eine Hose, ein Jackett und Unterwäsche zu kaufen.

Da er in den ersten Wochen die Wohnung nicht mehr benutzen konnte, mietete er sich in einem Hotel ein. Der Entschluß fiel ihm leicht. Einer der Reporter hatte ihm ein Geschäft vorgeschlagen.

Von den seltsamen Ereignissen wollte er eine Story machen. Er plante sechs Fortsetzungen, die wöchentlich in einem namhaften Magazin erscheinen sollten. Für jede Fortsetzung sollte Thomason tausend Dollar erhalten.

Die Geschichte des Mannes, der sich dem offenen Feuer aussetzte und daraus hervorkam wie ein Phönix aus der Asche würde Millionen Leser in Bann ziehen.

»Sie werden über Nacht ein berühmter Mann sein, Mister Thomason«, sagte der Reporter, nachdem sie sich einig geworden

waren. Sie begossen ihre Abmachung mit einen Glas Whisky. »Das Ganze bringt mich auf eine Idee…«

Während er dies sagte, musterte er Thomason von Kopf bis Fuß, sah nachdenklich aus, und um seine Lippen spielte plötzlich ein amüsiertes Lächeln.

»Was für eine Idee?«

»Es hört sich verrückt an. Aber wenn es sich machen ließe, würden Sie nicht nur berühmt, sondern auch reich, sehr reich sogar. Verdammt, die Idee ist gut…«

»Dann sagen Sie sie mir.«

»Man müßte herausfinden, ob sich das Ganze wiederholen ließe«, flüsterte der Zeitungsmann. Seine Wangen glühten. Er war erregt.

Thomason glaubte, sich verhört zu haben. »Sie meinen – man sollte ein Haus anzünden und…«

Der andere schüttelte den Kopf. »Nein, so weit wollte ich gar nicht gehen… Es käme erst mal darauf an, unter Beweis zu stellen, daß Sie immun gegen Feuer sind. Ihre Haut, Ihr Körper – läßt sich durch Flammen nicht vernichten!«

Er sprach eine große, unglaublich klingende Sache gelassen aus.

»Sie wären eine Sensation, ein Objekt für die Wissenschaft. Jeder würde Sie sehen wollen! Sie könnten sich vor Angeboten nicht mehr retten. Die größten Zirkus- und Variete-Unternehmen der Welt würden sich um Sie bemühen. Film, Fernsehen, Video… Es gäbe kein Medium, das nicht über Sie berichten würde. Verlockende Aussichten, wenn Sie bedenken, daß man gute harte Dollar dafür auf den Tisch legt. Sie brauchen sich nur zu zeigen und die Dollarnoten einzustreichen. Sie müßten natürlich vorsichtig sein…«

»Vorsichtig? Weshalb?« fragte Brian Thomason irritiert, der sich das, was sein Tischnachbar da von sich gab, lebhaft illustriert vorstellte.

»Wegen des Feuers. Ihnen kann es nichts anhaben, aber wenn die Dollarbündel in der Nähe liegen, wird's kritisch. Papier brennt schnell…« Er lachte, und Thomason fiel in dieses Lachen ein.

*

Die Andeutung des Journalisten wirkte in Thomason nach. Es schien, als hätte er sich mit einem Virus infiziert.

Etwas stimmte nicht mehr mit ihm, mit dem heutigen Tag hatte sich tatsächlich etwas verändert.

Am späten Nachmittag war er schließlich allein im Hotelzimmer. Seit heute morgen schien ihm eine Ewigkeit vergangen.

In seinem Kopf schwirrte es von Eindrücken.

Hinzukam, daß der Brand und besonders seine Person bereits in

einer Sonderausgabe an diesem Mittag allen New Yorkern zugänglich gemacht worden war.

Da stand es Schwarz auf Weiß zu lesen:

»MENSCH ÜBERSTEHT FLAMMENDES INFERNO«

»Brian Thomason – der Mann, der durchs Feuer gehen kann.«

Die Journalisten hatten bei vielem in ihrer Berichterstattung übertrieben. Nur eines hatten sie nicht vermocht: die Tatsache zu steigern, daß ein Mensch nicht den Flammen zum Opfer gefallen war.

Seit dem Erscheinen der Sonderausgabe stand im ›Astoria‹, in dem Thomason untergebracht war, das Telefon nicht mehr still. Viele wollten ihn sprechen und sich erkundigen, was das für Kräfte waren, die er plötzlich entwickelt hatte. Ob man dies Geheimnis auch weitergeben könnte?

Thomason ließ sich verleugnen. Er wollte nach den Aufregungen dieses Tages endlich seine Ruhe haben und nachdenken.

Für die nächsten drei Tage hatte er aufgrund des durchgemachten Schrecks Urlaub vom Geschäft genommen.

Diese Zeit würde ihm wohl reichen, um die ersten Probleme zu überdenken und mit ihnen fertig zu werden.

Er ging im Zimmer auf und ab.

Die Begegnungen mit Jack Hallon und dem Journalisten gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Er war unruhig wie ein gefangenes Tier.

Er trank mehr Whisky, als es ihm zuträglich war. Das verbesserte seine Stimmung, trug aber nicht dazu bei, seine Gedanken besser zu ordnen.

Er kam plötzlich auf eine wahre Schnapsidee.

Sein letzter Gesprächspartner hatte gar nicht so unrecht, wenn er behauptete, daß sich mit seiner Fähigkeit möglicherweise ein Vermögen scheffeln ließ. Voraussetzung war, er konnte das nachvollziehen, was heute in den frühen Morgenstunden schicksalhaft eingetreten war.

Er sah das Streichholzbriefchen mit dem Reklameaufdruck des ›Astoria-Hotels‹. Die Streichhölzer lagen auf dem kleinen runden Tisch, um den herum zwei bequeme, dickgepolsterte Sessel standen.

Automatisch und versonnen griff Thomason nach den Zündhölzern.

Dann ging er ins Bad.

Er wollte es genau wissen. Es kam nur auf einen Versuch an. Mehr als sich die Finger verbrennen konnte er nicht.

Er starrte mit fiebrig glänzenden Augen in die kleine, aufzuckende Flamme.

Er hielt sie an den kleinen Finger, gerade so weit entfernt, daß die obere Spitze des Flämmchens seine Haut berührte. Instinktiv wollte er die Hand zurückziehen. Alles in ihm wehrte sich gegen den Versuch,

der eigentlich keinen großen Beweis erbringen konnte, wie er sich im stillen selbst eingestand.

Es kostete ihn eine große Überwindung, das zu tun, was er jetzt tat.

Mit voller Absicht hielt er seinen Finger in die Streichholzflamme. So etwas tat nur einer, der seiner fünf Sinne nicht mehr mächtig war. Ein Verrückter! War er auf dem Weg dahin?

Er empfand keinen Schmerz. Seine Haut rötete sich nicht, er bekam keine Brandblase.

Eines war ausgeschlossen: Seine Haut konnte von dieser kleinen Flamme her unmöglich in Brand gesetzt werden. Es sei denn, er gösse Benzin oder Öl über sich. Dann würde sich zeigen…

Seine abstrusen Gedankengänge wurden unterbrochen, als jemand an die Zimmertür klopfte.

»Ja?« Thomason kam eilig aus dem Badezimmer und blies das zweite Streichholz aus, das er kurz zuvor noch angerissen hatte.

»Mister Thomason? Ich bin's…« Der Mann draußen vor der Tür hätte seinen Namen garnicht zu sagen brauchen. Thomason erkannte ihn schon nach den ersten zwei Worten.

Es war – Jack Hallon…

*

Er öffnete ihm.

Hallon lächelte ihm freundlich zu. »Darf ich näherkommen?« fragte er jovial.

»Bitte, natürlich…« Thomason war irritiert. »Woher wissen Sie, daß ich hier zu finden war?«

»Ich hüte Sie wie meinen Augapfel, Mister Thomason. Ich kann mir auch denken, was Sie versucht haben. Es ist unter Ihrer Würde. Lassen Sie diese dummen Spiele…« Mit diesen Worten deutete er auf das Streichholzbriefchen, das er noch immer in der Hand hielt. »Es führt zu nichts. Sie können sich damit überhaupt nichts beweisen…«

Thomason schluckte trocken. »Woher… wissen… Sie?« fragte er stockend. »Sie werden… mir immer unheimlicher… können Sie durch Wände… sehen?«

»Und wenn ich es könnte, was wäre dabei? Ist nicht das ganze Leben eine einzige Faszination? Ein Vogel, der fliegt, eine Blume, die blüht… ein Mensch, der in Flammen steht und doch nicht verbrennt…« Er drückte die Tür hinter sich ins Schloß. »Ich weiß alles darüber, wie Sie den Tag heute verbracht haben, mit wem Sie sprachen, von Ihren Kontakten zur Presse. Ich bin sehr damit einverstanden. Ich werde Sie unterstützen, wo immer es mir möglich ist.«

»Sind Sie nur gekommen, um mir das mitzuteilen?« Instinktiv spürte Thomason, daß mehr hinter dem Besuch seines mysteriösen Gastes steckte.

»Nein. Dann hätte es sich nicht gelohnt. Ich muß Ihnen noch etwas Wichtigeres sagen. Ich hätte es schon heute morgen tun können, aber da war der Zeitpunkt noch zu früh. Es wäre zuviel gewesen, was da auf Sie einstürmte. -Ich möchte mich morgen gern mit Ihnen treffen…«

»Aus welchem Grund?«

»Um ein Experiment mit Ihnen durchzuführen.«

»Welches Experiment?«

Hallon zögerte einen Moment, ehe er antwortete. »Es wäre falsch, Sie im unklaren zu lassen. Unter den Augen mehrerer Zeugen – es handelt sich ausschließlich um Pressevertreter, die Sie auch heute schon kennen lernten, Mister Thomason – wird man auf Sie schießen. Mehrere Kugeln werden auf Sie abgefeuert. Sie werden eine ganz neue Erfahrung machen, das kann ich Ihnen schon jetzt verraten…«

*

Er informierte seine Freunde in allen Einzelheiten über die sechste Botschaft Ak Nafuurs.

Bevor er jedoch den › Schlachtplan ‹ entwickelte, wollte er sich Gewißheit über den Ort des Einsatzes verschaffen.

Der Zeitpunkt war günstig.

In Europa war es in dieser Stunde Nacht.

Björn Hellmark konzentrierte sich auf Macabros. Tausende und Abertausende von Meilen von Marlos entfernt erstand im gleichen Augenblick sein Doppelkörper. Er unterschied sich in nichts im Aussehen von dem des Originals.

Hellmark hatte die Gabe, seinen Astralleib an jedem Punkt der Erde entstehen zu lassen.

Macabros materialisierte mitten in der Finsternis.

Leichter Regen fiel.

Mit einem Blick in die Runde vergewisserte sich Macabros, ob es wirklich die Gegend war, die Ak Nafuur in seiner Botschaft genau beschrieben hatte.

Er befand sich einige Meilen außerhalb der kleinen Stadt Abertoyle, mitten in Schottland.

Die Landschaft war grün und saftig, einzelne Baumgruppen standen als düstere Silhouetten vor ihm. Der Boden stieg sanft an. Im Hintergrund zeigte sich dunkel und massig ein Bergbuckel.

Macabros setzte sich in Bewegung.

Schwacher Lichtschein schimmerte durch die Dunkelheit.

Alles, was Macabros sah, wurde im gleichen Moment auch Bewußtseinsinhalt Björn Hellmarks. Er stand mit seinem Doppelkörper über ein unsichtbares Band ständig in Verbindung.

Macabros näherte sich dem Licht.

Der Wind blies ihm den kühlen Regen ins Gesicht. Die Nacht war kalt. Doch ein feinstofflicher Körper konnte nicht frieren. Ob die eisige, ewige Kälte des Universums oder die Atomglut einer Sonne – nichts konnte Macabros in irgendeiner Weise etwas anhaben.

Dennoch verhielt er sich leise und aufmerksam. Schließlich wußte er nichts über die Umgebung, nichts über die Menschen, die auf dem Hofgut lebten, nichts über deren Angewohnheiten. Niemand durfte auf ihn aufmerksam werden. Ohne jeglichen Zeugen mußte er recherchieren, die Scheune finden, deren Südseite mit Hilfe des Zauberspiegels der Kiuna Macgullyghosh zum Tor in eine andere, fremde Welt wurde.

Es war erregend sich vorzustellen, daß vor langer Zeit auch Kiuna Macgullyghoshs Weg hierhergeführt hatte. Wie hatte sie es geschafft, den schweren Spiegel zu transportieren? War der Transport auf ›normale‹ Weise mit Pferdefuhrwerk oder einem anderen Gefährt erfolgt – oder waren schwarzmagische Kräfte dabei im Spiel gewesen?

Macabros lief über den nassen Boden. Im Westen wetterleuchtete es. Der Regen verstärkte sich. Dumpfes Grollen kam langsam näher.

Der einsame Wanderer erschien unter dem gelegentlich aufflackernden Himmel wie eine schwarze Silhouette, die sich dem Hofgut näherte.

Es lag hinter dem sanften, von einem kleinen Wald bewachsenen Erdhügel.

Macabros erblickte die Gatter, die Stallungen, das Wohnhaus, die darunterliegende Scheune.

Das Licht, nach dem er sich die ganze Zeit über gerichtet hatte, kam aus dem oberen Stockwerk des zweigeschossigen Gebäudes, das sehr groß war.

Vom Gut aus erstreckten sich Felder und Futterwiesen, die bis tief in die Dunkelheit hineinreichten. Auf einer mit einem Drahtzaun umspannten Weide lagen mehrere Kühe. Der Regen störte sie nicht.

Macabros lief am Gatterzaun entlang und bewegte sich mit der Lautlosigkeit eines Schattens.

Er beobachtete seine Umgebung. Außer den Kühen befanden sich keine weiteren Tiere im Freien. Er mußte seinen ersten Eindruck revidieren, als er aus der Ferne ein leises Wiehern vernahm, das jedoch sofort wieder verstummte. Offenbar gab es jenseits des Hauses und der Stallungen noch eine Koppel, auf der sich eine Anzahl Pferde befand.

Menschen jedoch waren weit und breit nicht zu sehen.

Sie hielten sich bei diesem unfreundlichen Wetter im Haus auf.

Die unangenehme Witterung kam Macabros jedoch entgegen.

Er achtete nicht darauf, daß der Wind jetzt schärfer blies, daß eine Bö die Büsche diesseits des Gatters zerzauste. Das Gewitter kam rasch näher.

Hellmark umkreiste mit seinem Doppelkörper das Anwesen. Er verschaffte sich einen Eindruck von der Größe des Anwesens und der Lage der einzelnen Gebäude zueinander.

Dann versetzte er sich jenseits des Gatters.

Im nächsten Moment fuhr er zu Tod erschrocken zusammen.

Von drei Seiten her jagten ihm große Bluthunde entgegen, kläfften wie von Sinnen und alarmierten durch ihr Gebell den Gutsbesitzer McForter und seine Leute…

*

Macabros reagierte mit einer Geschwindigkeit, die an Hexerei grenzte.

Die drei Tiere jagten mit Riesensprüngen auf ihn zu. Ein Mensch aus Fleisch und Blut hätte keine Chance gehabt, den scharfen Bestien zu entrinnen. Er wäre verloren gewesen. Macabros hätte jeden Angriff überstanden. Die messerscharfen Reißzähne hätten aus seinem Leib keinen Fetzen herausbeißen können. Einige gezielte Tritte und Schläge wären ausreichend gewesen, um die abgerichteten Hunde zurückzudrängen oder gar unschädlich zu machen. Aber für eine solche Aktivität konnte er sich keine Zeit nehmen. Ein derartiger Auftritt hätte zur Folge gehabt, daß man erst recht mißtrauisch auf dem McForter-Besitz geworden wäre. Jedes Aufsehen aber mußte er vermeiden.

Er versetzte sich in dem Augenblick, als die Bluthunde ihn anspringen wollten, um einige hundert Meter jenseits des Gatters.

An der Stelle, wo er sich noch eben aufgehalten hatte, entstand ein Vakuum.

Die Hunde registrierten es nicht mehr rechtzeitig genug und konnten ihren Angriff nicht mehr abstoppen.

Zwei von ihnen prallten zusammen. Ihre Köpfe schlugen gegeneinander. Es hörte sich an, als prallten zwei Kokosnüsse aneinander. Die Tiere jaulten, torkelten durch die Luft und fielen betäubt zu Boden. Der dritte Hund verfehlte die beiden Zusammenstoßenden nur um Haaresbreite, setzte über sie hinweg, wirbelte herum, als würde eine unsichtbare Kraft ihn am Schwanz ziehen, und lief dann jaulend und bellend um die anderen herum, die am Boden lagen und sich nicht mehr rührten.

Aus dem Haus stürzten mehrere Personen. An ihrer Spitze

McForter.

»Was ist denn mit den Hunden los?« hallte seine markige Stimme durch die windige Nacht. Die nachfolgenden Worte bekam Macabros nicht mehr mit.

Das Ereignis stellte McForter und seine beiden Begleiter vor ein Rätsel.

»Da muß doch einer sein«, sagte eine Stimme. »Komm', Bill, sehen wir uns mal in der Runde um…«

Die Lichtkegel starker Taschenlampen flammten auf, wanderten über den Boden und lagen zitternd auf den verwitterten Gattern.

McForter kümmerte sich um seine Hunde und begriff, was mit ihnen passiert war.

»Die Kerle sind so in Rage geraten, daß sie in ihrer Aufregung in der Luft mit ihren Köpfen zusammengeprallt sind. Möchte nur wissen, wie es dazu gekommen ist…«

Aus der Ferne, auf einem dichtbelaubten Baum sitzend, bekam Macabros einiges mit. Er sah, wie McForter - ein kräftiger, breitschultriger Mann – einen der schweren Hunde emporwuchtete und unter das vorspringende Schuppendach schleppte. Das gleiche tat er mit dem zweiten.

Macabros taten die beiden Tiere leid. Er hoffte, daß sie keine ernsthaften Verletzungen bei diesem Manöver davongetragen hatten.

Die Männer fanden nicht den Grund heraus, weshalb die Hunde so in Aufregung versetzt worden waren. Unverrichteterdinge kehrten sie wieder auf das Hofgut zurück.

»Vielleicht war's der Wind… oder das Gewitter, daß sie sich täuschen ließen«, vernahm Macabros die Stimme des einen Schotten. Die beiden Männer gingen unter dem Baum durch, auf dem er saß.

Es donnerte und blitzte mächtig.

Die Schotten begannen zu laufen. Drüben wurde mit leisem Jaulen einer der betäubten Hunde wieder aktiv, gleich darauf kam der zweite zu sich.

Der heftig strömende Regen veranlaßte nun auch sie dazu, rasch ihren Zwinger aufzusuchen, der unmittelbar neben dem Schuppen stand.

McForter und seine Begleiter hatten auch jegliches Interesse daran verloren, weiter nach der Ursache des Verhaltens der Hunde zu forschen.

McForter beschränkte sich darauf, noch einen schnellen Blick in die Ställe, den Schuppen und die Scheune zu werfen. Dann suchte er schnell das Haus auf.

Der Wind nahm jetzt Sturmstärke an, und das Gewitter war direkt über dem Land. Der Regen rauschte in Strömen vom Himmel, über den riesige Wolken getrieben wurden.

Das heftige Unwetter kam Macabros zugute.

Jetzt, da er um die Anwesenheit der Hunde wußte, verhielt er sich noch vorsichtiger. Er achtete auf die Windrichtung, damit die Tiere nicht wieder seine Witterung aufnehmen konnten.

Er versetzte sich auf das Hausdach. Dies war der höchste Punkt auf dem Anwesen. Von hier aus nahm er die Lage der einzelnen Gebäude von sich auf, prägte sie sich ein und materialisierte dann mitten in der fraglichen Scheune…

Der Regen prasselte auf das Dach, der Wind pfiff und heulte im Gebälk.

Ein riesiger Blitz spaltete den Himmel. Im Widerschein der gleißenden Helligkeit, die durch Spalten und Ritze der hölzernen Scheunenwände fiel, sah er wie in einem Schlaglicht seine ganze Umgebung.

Zwei Sekunden lang war das Innere der Scheune taghell ausgeleuchtet.

Die Südseite, die so bedeutungsvoll für sein Unternehmen war, lag genau ihm gegenüber.

Macabros stöhnte.

An der Südseite war kein Zentimeter Freiraum mehr. Ein riesiger, mehrere Tonnen schwerer Mähdrescher stand davor!

*

»… Wir werden einige Schwierigkeiten haben«, sagte Björn Hellmark im selben Moment auf der unsichtbaren Insel Marlos, »aber mit einigem Geschick dürfte es uns gelingen, die beiseite zu räumen.«

Er teilte den Freunden mit, welche Erfahrungen er mit seinem Doppelkörper machte.

»Die Hunde lassen sich unter Kontrolle bringen. Da haben wir Rani und Danielle…« Er blickte den indischen Freund und die junge Französin an, die ihm gegenübersaßen.

Rani hatte die Fähigkeit, Tiere mit seinem Willen zu beeinflussen, Danielle de Barteaulieé verfügte über Hexenkräfte, die hier leicht zum Einsatz kommen konnten. Björn machte keinen Hehl daraus, daß er bei seinem Unternehmen im Reich der Schlangengöttin gern Rani Mahay an seiner Seite gesehen hätte. »Deine Aufgabe, Danielle, wäre es, uns die Hunde vom Leib zu halten…«

Die hübsche Französin, deren langes, schwarzes Haar ein junges, nie alterndes Gesicht rahmte, nickte und lächelte. »Nichts einfacher als das. Ich werde den drei Burschen drei Superknochen hinzaubern, daß sie ein paar Stunden zu tun haben…«

»Vielleicht mögen sie gar keine Knochen. Wenn sie verwöhnt sind…«, entgegnete Hellmark scherzhaft.

»Dann zaubere ich drei T-Bone-Steaks in ihre Schüsseln. Damit sollt sich schon einiges ausrichten lassen…«

Hellmark nickte. »Wenn du die Steaks genügend stark duften läßt, lenken wir sie bestimmt von uns ab. Doch das ist nur eine Sache. Schwieriger wird es mit Spiegel und dem Mähdrescher. Das eine müssen wir hin – das andere beiseite schaffen. Und alles, ohne daß jemand auf dem Gut etwas bemerkt…«

Björn legte seinen Plan in allen Einzelheiten dar.

»Das Ganze wird ein wenig kompliziert. Aber wenn wir alle zusammenwirken, müßten die Vorbereitungen ohne Zwischenfälle über die Bühne gehen. Wir werden in der Nacht, wenn alle auf dem Gut schlafen und Danielle die Hunde abgelenkt hat, gemeinsam den Mähdrescher hierher versetzen und dann den Spiegel an die Südseite stellen. Sobald Rani und ich verschwunden sind, schafft ihr den Spiegel wieder auf die Insel zurück und den Mähdrescher an Ort und Stelle, damit tagsüber in der Scheune alles unverändert ist. Von unseren Aktionen darf niemand etwas bemerken.«

Ganz glücklich war Carminia Brado mit dieser Lösung nicht. Sie wiegte nachdenklich den Kopf. »Wenn euch irgend etwas in die Quere kommt – und nach allem, was du uns über Ak Nafuurs Botschaft mitgeteilt hast, wird es in Luku-U'moas Welt ziemlich heiß hergehen –, habt ihr beide nicht mal die Gelegenheit, einen Rückzieher zu machen, ihr seid hilflos drüben gefangen während der Zeit, in der der Spiegel hier auf Marlos steht…«

»Das stimmt.« Björn und Rani waren sich des Risikos bewußt. »Aber wenn es wirklich keinen anderen Ausweg gibt als Flucht – werden wir schon einen Weg finden, sie dann durchzuführen, wenn der Spiegel Kiunas uns den Ausstieg ermöglicht. Immer dann, wenn Nacht in Abertoyle ist, sollte der Spiegel bereit stehen…«

Wäre ein Außenstehender durch Zufall Zeuge dieser Besprechung geworden, er hätte entweder an seinem oder dem Verstand der anderen zu zweifeln begonnen.

Wie konnten zwei Personen – in diesem Fall die Frauen Carminia und Danielle – einen tonnenschweren Mähdrescher beiseite schaffen, ohne daß davon im Haus etwas bemerkt wurde?

Sie konnten es. Sogar ein einzelner war dazu imstande.

Zum Beispiel Macabros, der einen ersten Versuch unternahm.

Er umfaßte eine Stange an dem metallenen Ungetüm. Im nächsten Moment verschwanden beide aus der nächtlichen Scheune – Macabros und der Mähdrescher.

Alles, was Hellmarks Doppelkörper berührte, konnte er an jeden beliebigen Ort versetzen.

Das geschah in dieser Sekunde.

Macabros materialisierte mit dem Mähdrescher auf Marlos. Nur

wenige Schritte von ihnen allen entfernt stand das gewaltige Gefährt mitten auf dem feinen weißen Sandstrand.

Pepe und Jim sprangen sofort auf, um sich das Gefährt aus der Nähe anzusehen.

»So etwas müßten wir uns anschaffen«, krähte der schwarzgelockte Pepe.

»Das war' doch was!« fiel Jim in das Triumphgebrüll mit ein. »Die Arbeit ginge einem nur so von der Hand.«

»Wir würden mit hundert Sachen über die Felder rasen, das Korn wäre blitzschnell eingeholt. Mann, das wär' 'n Vergnügen.«

Man sah es ihnen an: am liebsten hätten sie sich auf den Mähdrescher gesetzt und wären mit ihm losgefahren.

»Ich lege ein gutes Wort bei Mr. McForter ein«, meinte Björn. »Da wir arme Leute sind, wird er ihn uns vielleicht von Fall zu Fall mal leihen… aber erst müssen wir sehen, daß wir ihn nicht verärgern. Carminia… Danielle… am besten wird es sein, wenn ihr beide gleich mitkommt und euch einen Eindruck von eurem neuen Betätigungsfeld macht…«

Sie berührten wie Macabros das Gefährt, ohne selbst eine Vorstellung von dem Ort zu haben, an den sie kommen sollten. Sie ließen sich von Hellmarks Doppelkörper führen und teleportierten im gleichen Moment wie der.

Macabros kannte den Fixpunkt genau. Er kam präzise an der gleichen Stelle an. Mit ihm materialisierten der Mähdrescher und seine beiden Begleiterinnen.

Im Wetterleuchten der Blitze, die noch immer die Nacht erhallten, fanden Carminia und Danielle Gelegenheit, sich die Umgebung zu betrachten. Macabros zeigte ihnen, daß genau an der Stelle, wo die Maschine stand, der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh plaziert werden sollte.

»Morgen nacht, um die gleiche Zeit, werden wir das Unternehmen starten. Bis dahin bleibt uns noch genügend Zeit, alles zu besprechen…«

Sie kehrten nach Marlos zurück.

Keiner von ihnen bemerkte mehr die Gestalt, die gleich darauf durch die Wand kam, vor der der Mähdrescher stand.

Der Mann war groß, schlank, hatte dunkles Haar und kluge Augen, denen nichts zu entgehen schien.

Sein Körper verschmolz mit der Dunkelheit der Scheune.

Der Mann lächelte amüsiert.

Die ganze Zeit über war er anwesend gewesen, ohne daß ihn jedoch jemand wahrgenommen hätte.

Die Linien um seine Lippen wurden hart, als er daran dachte, was er gehört und gesehen hatte.

»Es wird dir nicht gelingen«, murmelte er leise. »Du hast die Rechnung ohne den Wirt gemacht, Björn Hellmark…«

Ein gewaltiger Blitz erhellte die Nacht und das Scheuneninnere.

Einen Moment lang war die Gestalt, die halb aus der Holzwand getreten war, einwandfrei zu sehen.

Sie trug dunkelblaue, seidig schimmernde Kleidung. Die Hosen lagen so eng an wie eine zweite Haut, das Oberteil fiel blousonartig. Um die Hüften trüg der Fremde einen breiten, mit glitzernden Steinen besetzten Gürtel, in dem ein Krummdolch und ein zusammenschiebbares Schwert steckten, das im Moment nicht länger war wie der Dolch.

Wie dieser Mann sich kleidete, konnte er unmöglich aus dieser Zeit oder dieser Welt stammen. Die Art und Weise, wie er aufgetaucht war, bewies ebenfalls, daß er jenseits dieser Welt zu Hause war.

Dennoch war er kein Fremder. Wäre Brian Thomason jetzt hier gewesen – er hätte ihn sofort erkannt.

Der seltsam gekleidete Fremde war niemand anders als der mysteriöse Jack Hallon…

*

Die Dinge, die sich anbahnten, verlangten nach einer Entscheidung.

› Jack Hallon‹ wußte, daß er herausgefordert war, Zeit zu gewinnen.

Mit raschem Griff löste er zwei der glitzernden, geschliffenen Steine und schleuderte sie in die Höhe. Im ersten Moment sah es so aus, als würden sie wieder herabfallen. Auf halbem Weg in die Höhe verharrten sie einen Atemzug lang, dann glitten sie nach oben, als würden unsichtbare Hände sie schieben.

Hallon streckte seine Arme empor und spreizte wie ein Magier seine Finger.

Das Gewitter tobte mit unveränderter Gewalt. Luft und Wände erzitterten unter heftigen Schlägen.

Ein Blitz!

Wie eine riesige, gezackte Schlange raste er über den Himmel und senkte sich herab.

Genau auf das spitze, hohe Dach der Scheune zu!

Mit ohrenbetäubendem Krach schlug er ein.

Und noch während der Donner verhallte, raste schon ein zweiter Blitz auf die Scheune zu, aus deren Dachstuhl Flammen leckten und Rauch quoll. Es schien, als würde der Blitz von jenen glitzernden Splittern angezogen wie von einer Antenne, die ihm entgegengehalten wurde.

Ein zweiter, unheimlicher Knall!

Die Erde bebte. Ein einziges, gleißendes Leuchten… dann prasselnde Flammen, die aus den Wänden schlugen, und sich trotz des heftigen Regens blitzschnell ausbreiteten.

Aufregung und Entsetzen im Haus.

»Feuer!« Der Schrei hallte durch die Räume, über die Stockwerke.

Innerhalb weniger Minuten wurden Maßnahmen ergriffen, das Feuer unter Kontrolle zu bringen und zu verhindern, daß es nicht auf die Nachbargebäude übergriff.

Unter Einsatz ihres Lebens leiteten McForter und seine Leute die Löscharbeiten ein. Der Zugang zur Scheune stand in Flammen. Dicker, beißender Rauch trieb den Männern ins Gesicht.

Schwelende, flammende Balken wurden mit Äxten herausgeschlagen. Zischend erlosch die Glut in den Pfützen, in die man die Balken warf.

Zwei Männer standen auf dem Dach. Die Scheune grenzte an einen Stall, in dem Hühner und Schweine untergebracht waren. Die Frauen des Hauses brachten die Tiere in Sicherheit.

Kommandos hallten durch die Nacht. Die Zurufe waren durch den rollenden Donner kaum zu verstehen.

»Bleib' zurück!« Mrs. McForter, eine große, rothaarige Frau, der man das Leben auf dem Bauernhof ansah, die zupacken konnte und ihren Mann stand, bekam es mit der Angst zu tun, als sie sah, daß ihr Mann durch den brennenden Eingang laufen wollte.

Er riß die in Flammen stehende Tür weit auf. Der heftige Wind fachte das Feuer noch an.

»Ich muß ›rein‹«, brüllte McForter. »Der Mähdrescher! Er darf den Flammen nicht zum Opfer fallen! Mit dem Löschen kommen wir nicht weit… das schaffen wir nicht… der Brand ist schon zu umfangreich, aber was drin steht, können wir noch retten…«

Er sagte noch etwas. Aber das Krachen des Donners riß ihm die Worte von den Lippen.

McForter lief wie nie zuvor in seinem Leben.

In der prasselnden Flammenhölle zu allen Seiten stand der Mähdrescher, ein Objekt, das seinen Preis kostete, auf dessen Besitz McForter stolz war.

Das Gefährt war noch von den Flammen verschont. Das war seine Chance.

McForter warf nur einen flüchtigen Blick in die lodernden Ecken. Andere Geräte und Futtermittelvorräte konnte er abschreiben. Da war nichts mehr zu retten…

Die Zeit eilte.

McForter hustete. Ihm brannten die Augen. Die Gluthitze fiel ihn an wie der heiße Atem eines Ungeheuers.

Von Rauch und Flammen umhüllt, kletterte McForter in den Führerstand des Mähdreschers.

»Komm' 'raus, James!« Die Stimme seiner Frau übertönte das Rauschen des Regens und Prasseln der Flammen. »Du schaffst es nicht mehr…«

Er sah ihre Silhouette an der Tür. Mit fiebrig glänzenden Augen starrte sie in die Scheune.

Da war noch jemand. Doch weder McForter noch seine Frau sahen ihn. Dabei war der Fremde nur eine Armreichweite von dem Farmer entfernt.

›Jack Hallon‹ ließ sich einfach ›nach hinten‹ fallen. Die alte Bretterwand der Scheune gab krachend nach. Unter normalen Umständen wäre der Körper hinausgefallen in den Hof, der vom Flammenschein des Feuers gespenstisch erhellt war. Die ganze Szene wirkte geisterhaft. Die schwarzen, tiefhängenden Wolken, die von bizarren Blitzen zerschnitten wurden, der heulende, tosende Wind, der teilweise heftige Böen mitbrachte, der wolkenbruchartige Regen, der so stark war, daß man fürchten mußte, er würde die Männer von den Dächern herunterspülen… das alles war wie ein unwirklicher Spuk.

Dazu schien zu passen, daß der Fremde rücklings ins Freie stürzte, und doch im Freien nicht ankam. Es sah so aus, als würde er in ein schwarzes Loch fallen, das an dieser Stelle existierte, das aus der stofflichen, sichtbaren herausführte – und hineinführte in eine nichtstoffliche, unsichtbare…

Jack Hallon verschwand…

James McForter startete den Motor. Mit ohrenbetäubendem Lärm sprang der Mähdrescher an. Ratternd und knatternd setzte er sich in Bewegung.

Schweißüberströmt und mit verkniffenem Gesicht hockte James McForter hinter dem Steuer. Er sah nichts mehr. Ringsum dicker, schwarzer Rauch…

McForter fuhr einfach drauflos, in die Richtung, von der er annahm, daß es die richtige war.

Es krachte und barst ringsum. Das Metalldach über ihm schützte ihn vor herabkommenden Balken und Brettern. Rotglühende Brocken sackten in die Tiefe. Er konnte nicht verstehen, daß bei diesem strömenden Regen das Feuer eine solche Glut entfachte, daß es nicht mehr als ein Schwelbrand war, der da stattfand.

Mit dem Mähdrescher riß er den halben Eingang mit, weil er die Öffnung verfehlte.

Hinter ihm brach das in Flammen stehende Dach vollends herab, die Wände stürzten ein.

McForter hatte es geschafft. Der Mähdrescher befand sich in Sicherheit. Es war ein wahres Wunder, daß der Treibstofftank in der

Hitze nicht explodiert war.

Die Scheune wurde ein Raub der Flammen, daran konnten sie nichts mehr ändern. Sie konnten zum Glück allein Übergreifen auf das Wohnhaus und den Stall verhindern.

Das Wetter hatte schließlich ein Einsehen mit ihnen. Das Gewitter ebbte zwar, der Regen ließ nach.

Erschöpft, außer Atem, standen die Menschen des Hofgutes vor den rauchenden Resten der Scheune, die vom Blitz in Brand gesetzt worden war.

Das war die offizielle Version.

Von der Scheune stand nichts mehr. Alle Wände waren verschwunden, damit auch die › Südwand ‹, die Ak Nafuur als Standfläche für den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh ausfindig gemacht hatte.

Doch davon ahnten weder McForter noch die anderen etwas, die auf dem Gut lebten…

*

Richard Patrick, Herausgeber der einmal im Monat erscheinenden ›Amazing Tales‹, war am Abend lange in seinem Büro gewesen.

Aufmerksam hatte er die telegrafisch einlaufenden Meldungen über den mysteriösen Mann in den Flammen verfolgt.

In den ersten Stunden hatte es so ausgesehen, als handele es sich lediglich um eine der üblichen Sensationsmeldungen. Ein Scharlatan, der auf sich aufmerksam machen wollte…

Aber dann hatten sich die Hinweise doch daraufhin verdichtet, daß etwas Außergewöhnliches passiert war. Und wenn es um Außergewöhnliches ging, waren Richard Patrick und seine Leute zuständig. In ›Amazing Tales‹ wurde ausschließlich über jene Dinge berichtet, die an der Grenze des Unerforschbaren und damit Übersinnlichen lagen.

Alle weiteren Informationen wurden auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft.

Ed Haining, ständiger Mitarbeiter, war am Ball und hatte alles, was an diesem Tag an Informationen zu erhalten war, herbeigeschafft.

Zur vorgerückten Stunde, in seinem Privathaus rund fünfzehn Meilen außerhalb New Yorks, sichtete Richard Patrick nochmal eingehend das mitgebrachte Material.

Dann griff er zum Telefon und wählte die Nummer Ed Hainings. Der meldete sich nach dem dritten Rufzeichen.

»Ja?« fragte er leise, als fürchtete er, im Hintergrund jemand aufzuwecken.

»Ich bin’s, Ed. Patrick… entschuldigen Sie die späte Störung. Kurz

vor Mitternacht ruft man als normaler Mensch eigentlich niemand mehr an. Ich hoffe, ich hab' dich nicht geweckt oder aus den Armen deiner Freundin gerissen...«

»Das letztere trifft den Nagel auf den Kopf.«

»Oh! Das tut mir leid. Machen wir's kurz, damit sie mich nicht noch schadensersatzpflichtig macht. Ich gebe dir den Rat, morgen früh gründlich auszuschlafen. Vielleicht versöhnt sie das.«

»Geht nicht, Chef«, widersprach Haining. »Morgen läuft die Sache mit Thomason. Ich sehe mir die Demonstration an.«

»Gerade davor wollte ich Sie bewahren. Schlafen Sie sich gründlich aus, Ed. Ich habe mir Ihre bisherigen Meldungen über den Fall aufmerksam angeschaut. Da geht entweder ein großer Schwindel über die Bühne oder es steckt tatsächlich ein parapsychologisches Erlebnis erster Ordnung dahinter. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich persönlich dorthin gehen werde. Wenn Thomason ein echter Kandidat ist, werde ich alles daransetzen, daß wir die Exklusivrechte seiner Story erhalten. Wir werden den Mann fördern und trainieren. Noch eine letzte Frage: Konnten Sie etwas mehr über jeden geheimnisvollen Jack Hallon erfahren, den er mehrere Male im Gespräch erwähnt hat?«

»Leider nein. Dies scheint mir auch ein sehr interessanter Punkt zu sein. Aber wenn Thomasons Ausführungen auch in dieser Beziehung stimmen, Mister Patrick, wird Hallon es wohl sein, der das wahnwitzige Experiment durchführt. Einerseits in aller Öffentlichkeit – schließlich sind zahlreiche Pressevertreter informiert worden –, andererseits in einem genau umrissenen Rahmen. Die Sache mit Thomason soll publik gemacht werden. Das ist der einzige Haken an der Sache, den ich bisher feststellen konnte.«

»Mhm, dann scheint dieser Hallon ein eiskalter Geschäftsmann zu sein. Wäre logisch. Er hat Thomason aufgespürt, entdeckt und fördert ihn nun auf seine Weise. Als eine Art Manager. Irgendwelche Daten über diesen Hallon wurden Ihnen nicht bekannt?«

»Ist ein unbeschriebenes Blatt. In unserem Archiv ist er nicht auffindbar. Ich habe einige andere Stellen angezapft, Chef. Ohne Erfolg.«

»Das hab' ich mir beinah' gedacht.

Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Ich werde auch ein Auge auf Jack Hallon werfen – vielleicht löhnt es sich...«

Kaum hatte er das Gespräch mit Ed Haining beendet, entfaltete er eine bemerkenswerte Aktivität.

Der kleine untersetzte Mann hinter dem wuchtigen Schreibtisch schloß einen Moment die Augen.

Er konzentrierte sich auf die Insel - und verschwand im nächsten Moment.

Leise fauchend schlug die Luft über dem Stuhl zusammen, auf dem er eben noch gesessen hatte.

Patrick teleportierte nach Marlos. Er materialisierte auf dem weichen, weißen Strand. Sanfter Wind säuselte in den saftiggrünen Palmblättern, Whiss, der es sich auf seiner Stammpalme bequem gemacht hatte, pfiff eine leise, sentimental klingende Melodie.

Richard Patrick genoß diesen Augenblick der Ankunft. Er machte äußerst selten davon Gebrauch. Er war einer der wenigen, die jederzeit Marlos erreichen konnten, wenn er das nur wollte. Der Weg dorthin war nicht schwer. Nur ein wenig Geduld war notwendig. Alles andere kam von allein.

Wer sich eine Zeitlang auf Marlos aufgehalten hatte, stellte eines Tages mit Freude und Verwunderung fest, daß er über eine Fähigkeit verfügte, die er zuvor nicht an sich bemerkt hatte. Jene geheimnisvolle Kraft, die noch aus den Urtagen der Insel stammte, wirkte in jedem, der geraume Zeit hier blieb. Patrick war oft zu Gast gewesen und von Fall zu Fall auch eine Zeitlang geblieben. Die Fähigkeit, eine Teleportation durchzuführen, war nicht geistig in ihm verankert, war keine wirkliche Anlage, die er entwickelt hatte. Sie war ihm durch eine besondere Kraft der Insel geschenkt worden. Marlos ließ die Menschen so werden, wie die Sonne die Haut jener bräunte, die sich ihr aussetzen.

Richard Patrick suchte seinen Freund Björn Hellmark auf. Die Neuigkeiten, die er erfahren hatte, erschienen ihm wichtig genug, den ›Sprung‹ nach Marlos durchzuführen.

Patrick und Hellmark unterhielten sich am Strand.

Nacht gab es auf Marlos nicht. Die Menschen hatten in der ewigen Helligkeit ihren Tages- und Nachtrhythmus gefunden. Jim und Pepe waren nicht mehr zu sehen. Sie hatten sich in ihre Hütten zurückgezogen. Carminia und Danielle saßen – in Gespräche vertieft – vor einer Düne, sprangen auf, als sie Patrick ›ankommen‹ sahen, und begrüßten ihn. Rani Mahay war weit hinausgeschwommen in das klare, saubere Wasser, in dem sich die Bläue des Himmels spiegelte.

»Es ist eigenartig«, sagte der Verleger, der seinerzeit viel getan hatte, Carminia Brado zu helfen, die schwere Zeit zu überbrücken, als Björn Hellmark in einem seiner ersten Abenteuer von den Mächten der Finsternis böse mitgespielt wurde. »Das Ereignis, das sich heute in New York abgespielt hat, beschäftigt mich seither unablässig. Aber nur in Verbindung mit diesem Jack Hallon, Björn. Ich habe – was seine Person betrifft – ein eigenartiges Gefühl und einen bestimmten Verdacht…«

»Du denkst an – einen Schwarzen Priester?«

»Du nimmst mir die Worte aus dem Mund, Björn! Ich muß immer daran denken, daß es eine ganze Reihe jener Unheilbringer gibt, die

sich bisher geschickt getarnt haben, die nie oder nur im Hintergrund aktiv wurden. Ihre Namen kennt – im Gegensatz zu den sieben bekannten Großen – niemand…« Patrick erzählte alles über den Vorfall.

»Das Experiment, das der Mann mit Namen Hallon jenem Mister Thomason angekündigt hat, soll dessen Unverwundbarkeit noch eindeutiger unter Beweis stellen. Was es allerdings sein wird, darüber hat er nur eine vage Andeutung gemacht…«

»Wann und wo soll das Experiment Stattfinden, Rich?«

»Nach New Yorker Zeit morgen früh um neun. Auf dem Dach eines Wolkenkratzers. Im Dachgarten-Restaurant des ›Astoria-Hotels‹. Das Dach ist unter anderem auch als Hubschrauberlandeplatz eingerichtet, um Gäste vom Airport direkt ins Hotel zu bringen. Das Dach ist groß genug, um bequem einigen hundert Menschen Platz zu bieten. Vielleicht hat Mister Hallon noch mehr Leute informiert als nur die Presse - wer weiß…«

»Das Ganze ist auf eine Weise sehr merkwürdig, stimmt, Rich«, mußte Hellmark seinem Freund bestätigen. Rani Mahay, der inzwischen triefend naß aus dem Meer zurückgekommen war, wurde noch Zeuge der letzten Worte. »Ich werde morgen früh schon eine halbe Stunde vor der Demonstration da sein und vor allem zunächst Mister Hallon und Mister Thomason unter die Lupe nehmen. Ich werde viel Zeit mitbringen, Rich. Denn meine eigentliche Arbeit beginnt erst morgen nacht…«

Er irrte.

*

Zur gleichen Zeit. Aber an einem anderen Ort. Einem Ort, auf den nie ein Strahl der irdischen Sonne gefallen war.

Es war – die Welt der Schlangengöttin Luku-U’moa…

Eine unheimliche, unvorstellbare Welt!

Die ewige Düsternis lag wie ein Schwamm über allem, ein gigantischer Schwamm, der jeden Lichtstrahl aufzusaugen schien.

Der Himmel, der sich über die dunklen, wie Buckel aussehenden Gebäude spannte, erinnerte in der Tat auch an die ungleiche Form eines Schwamms, war dick und aufgebläht, hatte überall Risse, Ritzen, Spalten und Löcher.

In ihnen bewegten sich schattenhafte Gestalten.

Es waren Tiermenschen.

Schreckliche Köpfe, die in den meisten Fällen an jene urwelthafter Echsen erinnerten, klebten auf fahlen oder schuppigen Schultern. Krokodilschädel, Köpfe, die entfernt Ähnlichkeit mit Schlangen hatten.

Die Schädel wilder Tiere waren ebenso vertreten wie die

schreckeinflößender Insekten, die hier durch ihre Überdimensionalität in ihrer ganzen Bedrohlichkeit herausgehoben wurden.

Die unheimlichen Geschöpfe bewegten sich auf zwei Beine. Wie Menschen. Sie hatten in den meisten Fällen Arme. Wie Menschen. In ihren Händen hielten sie Speere, deren Spitzen Widerhaken aufwiesen. Sie waren bewaffnet mit Pfeil und Bogen, patrouillierten immer paarweise in dem unvorstellbaren Labyrinth des durchlöcherten, dumpfen Himmels, der sich immer in dieser Zwielichtigkeit zeigte und nie einen Schimmer von Fahlheit und Blässe annehmen konnte.

Die Löcher und Spalten des schwammigen Firmaments waren wie Kanäle und endlose Tunnel, in deren Schwärze noch manch andere, grauenvolle Gestalt hockte.

Luku-U'moas Welt war ein Ort des Grauens.

Ein Pandämonium…

Hier waren alle diejenigen zu Hause, die freiwillig Experimente durchführten, um die zwischen Mensch und Dämon bestehenden Grenzen zu überschreiten. Auch jene, die ihre Riten falsch durchführten, die Luku-U'moas Namen falsch aussprachen, die verkehrte Worte wählten. Es waren diejenigen gekommen, die Luku-U'moa sehen wollten. Männer wie Frauen, Hexen, die mit Sprüchen und Kräutern vorgegangen waren, Magier, die geheimnisvolle Formen anwandten, Beschwörer des Bösen und Abscheulichen… Sie waren – einige wie Kiuna Macgullyghosh - auf mysteriösen Pfaden hierher gekommen… und sie waren geblieben, sie mußten bleiben, weil ihr Weg hier zu Ende war. Eine Sackgasse. Aber ihre neue Lebensform setzte sich hier fort. Die Bevölkerung der Schlangenwelt setzte sich zusammen aus Männer und Frauen. Diese Männer und Frauen bekamen Nachwuchs. Dämonenkinder! Grauenvolle Geschöpfe, die auf einer Welt ohne Licht und Sonne geboren wurden, die oft noch furchteinflößender aussahen als ihre Eltern. All das Böse, das sie in ihrem Herzen trugen, ihre Nachlässigkeit und Gier, ihre verabscheuungswürdigen Gedanken, die sie in einem langen Leben ausreifen ließen, ihre Abkehr vom Guten, das bewußte Unterlassen von Taten, die anderen und ihnen Harmonie und Frieden geschenkt hätten – dies alles wirkte auf die Nachkommen. Eine Kette von Ereignissen kam hier zusammen und schuf neues, bösartiges Leben, das im Licht der Dämonen seine Heimat hatte.

Doch es waren nicht nur Tiermenschen, die aus allen Teilen der Erde und aus verschiedenen Zeiträumen stammten. Sie hatten sich in der Zeit ihres Lebens für Luku-U'moa entschieden. Sie waren nicht als Tote hierher gekommen. Ihr Leben währte ewig. Auf dämonische Weise.

Doch da gab es noch andere, die auch Menschen waren, und noch so aussahen. Niemals haftete ihrem Ausdruck etwas Tierisches an.

Doch sie waren Raubtiere und wilde Echsen im Innern ihres Herzens.

Jack Hallon tauchte in einem der finsteren Tunnel auf. Es handelte sich um einen schlecht zugänglichen Schacht, der von den patrouillierenden Menschenjägern und Dämonen kaum beachtet wurde.

Im Reich der Schlangengöttin war bekannt, daß besonders medial veranlagte Menschen und auch solche, die sich magisch-technischer Hilfsmittel bedienten, imstande waren, jederzeit – auch ohne den Willen Luku-U'moas – hier einzudringen. Sie aufzuspüren und gefangenzunehmen, war die erste Pflicht. Jene Neugierigen tauchten dann oft auf ungeklärte Weise unter, und die irdische Polizei, die sich mit den betreffenden Vermißtenmeldungen befaßte, mußte eines Tages resigniert aufgeben. Von den Verschwundenen hörte man nie wieder etwas. Das ereignete sich jährlich einige tausend Mal auf der ganzen Welt.

Luku-U'moas Reich war zu ihrer Endstation geworden. Es war eine jener Dämonenwelten, auf der Menschen untertauchten. Es gab deren auch andere.

Doch weder von dieser noch von jenen wußten die meisten etwas.

Es gab aber auch andere Intelligenzen, die in Luku-U'moas Reich eindrangen. Intelligenzen von Welten aus dem Kosmos oder aus anderen Dimensionen, die in parallel liegenden Räumen existierten.

Nicht immer war es Neugierde oder eine abstruse Abenteuerlust, die die Betreffenden dazu veranlaßte, das Risiko einer Weltenwanderung auf sich zu nehmen. Mancher Einzelgänger, der bereit war, den Kampf gegen die Mächte der Finsternis zu beginnen, war auch dabei auf der Strecke geblieben. Gerade diese Eindringlinge – wurden sie als solche erkannt – wurden mit schwersten Strafen belegt.

Luku-U'moas Reich war aus der Sicht derer, die sie kannten, verehrten und ihr dienten, Teil des Ganzen und doch selbständig.

Luku-U'moa hatte den Schlangengott, der mit dämonischer Macht ausgestattet war, überlistet, um ihr eigenes Reich zu gründen. Das war ihr auch gelungen. Aber gleichzeitig hatte sie sich damit Feindschaft zugezogen, die Feindschaft des Schlangengottes, der alles daransetzte, seine verlorenen Rechte wieder zurückzuerobern.

Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, griff bei solchen internen Machtkämpfen nie oder nur selten ein. Ihr selbst kam es darauf an, daß aus der Vielzahl derer, die dämonischen Ehrgeiz entwickelten, die besten hervorgingen. Die besten waren auch die stärksten…

›Jack Hallon‹ gehörte zu den Beratern der Schlangengöttin, die ihr Reich vor Angriffen des Schlangengottes ebenso verteidigen mußte wie vor allzu wagemutigen Verstößen todesverachtender Eigenbrötler.

Hallon konnte sich frei in der Welt der Schlangengöttin bewegen, dennoch wäre es ihm nicht recht gewesen, wenn die Menschenjäger und Häscher ihn hier gesehen hätten. Er hätte zwar jederzeit eine passende Ausrede gefunden, aber wenn erst mal an höchster Stelle Mißtrauen aufkam, dann war der einmal gefaßte Plan gefährdet. Beim augenblicklichen Stand der Dinge bedeutete dies Selbstmord.

Daß er diesen Tunnel benutzte, hatte zwei Gründe.

Erstens bot ein geheimer Fixpunkt, der nicht der direkten Überwachung unterstand, weil er unbekannt war, ihm die Möglichkeit, die andere Welt aufzusuchen, zweitens lag unweit dieses Fixpunktes der Ort der Begegnung mit ›ihm‹. Hallon kannte seinen Partner nicht, für den er arbeitete, der aber die gleiche Absicht wie er verfolgte: Luku-U'moas Einflußsphäre zu vernichten und ihr Land dem Herrschaftsbereich des Schlangengottes einzuverleiben. Auf die Pläne und Intrigen des Schlangengottes, der nach Rache gegenüber Luku-U'moa sann, war er eingestimmt.

Diesen Plänen wäre die Absicht eines Mannes namens Björn Hellmark, den man in den Gefilden der Nacht und des Verderbens nur zu gut kannte, in die Quere gekommen.

Hellmark wollte die ›Ewige Flamme‹ in das Reich Luku-U'moas bringen. Das ›Kalte Licht‹ aber war ein Unterpfand der Macht des Schlangengottes. Nachdem Björn Hellmark dieses Licht aus dem geheimen Versteck entwendet hatte, lief die Suche nach ihm und der Flamme auf Hochtouren. Gerüchten wurde nachgegangen, und es kam heraus, daß mit dieser Flamme tatsächlich die Möglichkeit bestand, Luku-U'moa umzustimmen. Es kam auf die Laune der Schlangengöttin an, die als Despotin unberechenbar war. Wenn Hellmark die Absicht hatte, die ›Ewige Flamme‹ in dieses Land zu bringen, dann mußte er mit allen Mitteln daran gehindert werden. Daß auf diesem Weg inzwischen ein erster Erfolg zu verzeichnen war, mußte Hallon mitteilen.

Geduckt lief er durch den Tunnel. Die Dunkelheit und unzählige Vertiefungen und Erhebungen in der schwammigen Substanz, die ihn umgaben, boten ihm tausend Schlupfwinkel.

›Jack Hallon‹ nutzte den Schutz der Dunkelheit und des Labyrinthes weidlich aus.

Aus der Ferne vernahm er dumpfes Wispern. Zwei Tiermenschen sprachen flüchtig miteinander. Dann hörte man die leisen, knirschenden Schritte. In diesen sehr engen Gang drangen die Patrouillen zum Glück nicht ein.

Hallon preßte sich mit dem Rücken gegen die zerklüftete Wand und hielt lauschend den Atem an.

Nein, es kam niemand näher…

Instinktiv aber tastete er nach dem Gürtel, der seine schmalen

Hüften umschlang.

Er war bereit, einen der glitzernden Steine abzulösen und ihn einzusetzen. Das jedoch nur im Notfall, denn ›Jack Hallon‹ wußte, daß die Anwendung magischer Mittel in Luku-U'moas Welt wie eine rote Ampel wirken würde.

Jede Art von Magie, und sei es die geheimste, wurde von ihr registriert und auf ihre Ursache untersucht. Luku-U'moa war mißtrauisch.

Hallon wußte, daß nach Anwendung eines magischen Steins sehr schnell seine Person ausfindig gemacht werden würde. Dann gab es nur eines für ihn: sich abzusetzen, entweder in die Welt der Menschen oder in eine, die Intriganten und Schergen brauchte. Eine Unterschlupfmöglichkeit würde auch der Schlangengott für ihn bereithalten, wenn er darum ersuchte…

Zum Glück gab es keine Veranlassung, einen Stein einzusetzen. Das verlängerte seine Zeit als Berater Luku-U'moas – und seine Spitzeldienste für ›ihn‹…

Hallon ließ einige Minuten verstreichen, ehe er sich aus dem stockfinsteren Versteck löste.

Er sah praktisch nichts, und fand sich doch zurecht. Er kannte in diesem Labyrinth zwischen Spalten, Löchern und Rissen jeden Fußbreit Bodens.

Er mußte sich ziemlich weit vorwagen, ehe er an einen Vorsprung geriet, der zu umgehen war.

Der Vorsprung, bizarr und zerklüftet wie ein Felsblock, nur mit dem Unterschied, daß die Substanz, aus der der unheimliche Himmel dieser Welt bestand, sich weich und spröde anfühlte, dieser Vorsprung lag erhöht, so daß ›Jack Hallon‹ einen Blick in die Tiefe hatte.

Obwohl er dieses Schauspiel schon unzählige Male erlebt hatte, faszinierte es ihn auf eine schaurigschöne Weise jedesmal aufs Neue.

Das Land mit den dunklen Gebäuden lag unter ihm wie in einem gigantischen Talkessel.

Der Blick ›Hallons‹ wanderte über die Landschaft hinweg. Sie wurde nur begrenzt von dem düsteren, zwielichtigen Himmelsgewölbe, das eine Welt für sich darstellte.

Dort unten spielten sich andere Schicksale ab als hier in der Höhe. Und doch gehörte das eine zum anderen.

Über diesen an einen Schwamm erinnernden Himmel war es möglich, aus verschiedenen Richtungen und Universen Eingang in diese Welt zu haben. Der ›Himmel‹ war ein Teil dieser Welt, kein luftleerer Raum. Er hatte eine Schwerkraft, verhinderte, daß man in die Tiefe stürzte. Für ihn war das düstere Land, das da vor ihm lag, ebenso gut unten wie oben… es war wie im Weltall, wo diese Begriffe keine Bedeutung mehr hatten.

Alles war winzig klein. Die dort »unten« – oder ›oben‹ – lebten, konnten die patrouillierenden Wächter und Jäger als winzige Punkte sich bewegen sehen, sobald sie aus dem Bereich der tiefsten Schatten heraustraten.

Der Mann in der blauen, seidig schimmernden Kleidung mußte nur einige Sekunden lang den Kernschatten verlassen, der jenseits des Vorsprungs lag. ›Hallon‹ schickte sich an, ihn zu umrunden, um den anderen Tunnel zu erreichen. Das Ganze war ein Manöver, das noch keine drei Sekunden in Anspruch nahm.

›Hallon‹ vergewisserte sich. Die Luft war rein. Nur zwei schnelle Schritte und…

»Da ist einer!« Der Ruf und das sofort auftönende, nervenzerfetzende Alarmgeräusch ließen ihn zurückprallen.

Instinktiv ließ er sich zu Boden sinken und blieb hocken.

Er hatte so aufgepaßt, und nun das! Ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, da die Dinge in ihre entscheidende Phase gerückt waren, mußte das passieren.

Er war bereit, alles zu riskieren, um noch etwas zu retten.

Seine Hand zuckte zum Gürtel.

Der furchtbare Lärm, der wie ein tosender, auf- und abschwellender Orkan durch alle Ritzen und Tunnel fuhr, ließ nicht nach.

»Hier!« Die Stimme eines Menschenjägers ertönte nicht weit von ihm entfernt, aber ›Hallon‹ erkannte in diesem Moment noch rechtzeitig, daß der Ruf von weiter unterhalb kam.

Dort geriet die Schattenzone auch in Bewegung.

Mehrere Tiermenschen tauchten auf und hatten drohend ihre Waffen erhoben. Dumpfes Stimmengemurmel.

›Hallon‹ schloß fünf Sekunden erleichtert die Augen.

Die Aufregung galt nicht ihm! Die Häscher waren ganz in seiner Nähe offenbar auf einen anderen Eindringling aufmerksam geworden.

Der Fremde wurde gleich darauf aus seinem Versteck gezerrt. Er leistete keinen Widerstand. Dazu war er nicht mehr in der Lage. So weit ›Hallon‹ erkennen konnte, handelte es sich um einen Menschen, den er auf etwa sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahre schätzte. Der Mann war erschöpft und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Er mußte eine schwierige Wanderung hinter sich und dann scheinbar in der Schattenzone eine Zeitlang gelegen haben. Offenbar war er einer jener Gestrandeten, die man nicht gleich entdeckte, und die schließlich aus eigener Kraft nicht weiterkamen. Man fand sie und schleppte sie vor die Füße der Schlangengöttin. ›Hallon‹ wußte, was mit denen geschah, die man auf diese Weise entdeckte…

Mit dem Fremden gingen die Häscher nicht zimperlich um. Obwohl er kaum stehen und gehen konnte, stießen sie ihn vor sich

her, traten und schlugen nach ihm, und manche Speerspitze wurde so hart auf seinen Körper gesetzt, daß sie die dünne Kleidung zerriß und obendrein die Haut ritzte.

Der Mann wurde von einer ganzen Horde einige Spalten weitergetrieben, bis sie vor einem kreisrunden Loch ankamen, an dem drei bewaffnete Tiermenschen standen.

In unregelmäßigen Abständen lagen zwischen den zerklüfteten, grotesken Gebieten, gegen die eine Mondlandschaft freundlich wirkte, jene kreisrunden Schächte, in dem jetzt einer der Tiermenschen verschwand. Er ließ sich einfach nach unten gleiten. Der Mann, den sie gefunden hatten und der nur noch schwache Lebenszeichen von sich gab, wurde kurzerhand in das Loch gestoßen. Es ging abwärts, im gesteuerten Sturz, der zwar rasch erfolgte, aber nicht so abrupt enden würde, daß er am Ende des Stollens zu Tode kam. Luku-U'moa hatte da andere Methoden.

Das Schicksal des Fremden war dem Beobachter völlig gleichgültig.

Die Aufregung, die sich in diesen Minuten auf einen bestimmten Bezirk konzentrierte, kam seinem eigenen Vorhaben nur entgegen.

Unbemerkt umrundete er den Vorsprung und tauchte ein in den seitlich wegführenden Tunnel, der ihn schluckte wie der Rachen eines Ungeheuers…

*

Nun war er nicht mehr weit von seinem Ziel entfernt.

Die Dunkelheit hatte den Charakter schwarzer, aufgetürmter Flocken, durch die er schreiten mußte.

Er befand sich in einem Seitenstollen, einem sogenannten > toten Schachts der von den Häschern praktisch nie aufgesucht und kontrolliert wurde.

Der Charakter des ›toten Schachts‹ stimmte nur bedingt.

Nur wer das Labyrinth genau kannte, wußte, daß ein Teil der weichen, schwammigen Masse verschiebbar war. Nur an dieser einen Stelle. Und die steuerte er an. Er klemmte sich in einen engen Spalt und drückte mit seinem ganzen Körpergewicht den Widerstand nach vorn. Das ging gerade so weit, daß er durch die entstehenden Öffnung schlüpfen konnte.

Jenseits der Öffnung herrschte jenes Zwielicht, das typisch für die ganze Welt war. Hart und schwarz aber waren auch die Schatten in den Spalten und Ritzen des durchbrochenen Labyrinths.

Hier war die Begegnungsstätte zwischen seinem Gesprächspartner und ihm. ›Jack Hallon‹ kannte ihn nicht. Der andere hatte sich nie gezeigt, um seine Person und Mission zu schützen.

»Ich bin zurück…«, sagte ›Hallon‹ sachlich.

»Ich sehe dich. Deine Ankunft ist mir nicht verborgen geblieben«, antwortete eine Stimme aus dem Dunkeln. »Berichte!«

›Hallon‹ war an knappe, präzise Rapporte gewöhnt. Sie enthielten alles Notwendige. In der kurzen Berichterstattung lag der Vorteil, daß er auch wieder schnell von hier verschwinden konnte, ehe die Patrouillen einen Verdacht schöpften.

»Gut«, sagte dann die Stimme, als er geendet hatte. »Ich bin mit deiner Arbeit zufrieden. Du hast dafür gesorgt, daß Schwierigkeiten entstanden sind und daß er unter Umständen neugierig auf das wird, was du vorbereitet hast. Sorge dafür, daß dieser Mann mit Namen Hellmark nicht hier eintreffen und die ›Ewige Flamme‹ zurückbringen kann. Das würde uns weit zurückwerfen. Luku-U'moa muß sich in Sicherheit wiegen. Um so tiefer wird ihr Fall sein… sie hat es gewagt, den Schlangengott zu hintergehen. Wir werden ihm zurückgeben, was ihm gehört…«

›Hallon‹ nickte. »Das ist in meinem Sinn. – Schon lange suche ich in Gedanken nach dem, der bereit ist, das ewige Ende einzukalkulieren. Ist es nicht an der Zeit, daß du mir sagst, wer du bist? Habe ich dir meinerseits nicht Gehorsam und Treue bewiesen? Du kennst mich, aber ich weiß nichts von dir…«

»Das ist richtig. Aber es wäre noch zu früh, würde ich mich dir eröffnen. Die wichtigsten Probleme liegen noch vor uns. Sie sind kaum kleiner geworden, vergiß das nicht! Du hast einen Aufschub herbeigeführt, mehr nicht. Er wird einen anderen Weg suchen, und ihn finden, wenn er nachdenkt… sicher vor ihm sind wir nur, wenn es ihn nicht mehr gibt.«

»Ist das der offizielle Auftrag, ihn zu töten?«

»Wenn sich die Gelegenheit dazu ergibt – ja, sofort. Ein Lockmittel hast du in der Hand. Bleibt nur die Frage, ob er anbeißt…«

»Das wird sich bald herausstellen.«

»Doch sein Tod allein reicht nicht aus, wie du weißt.«

»Wir brauchen das ›Kalte Licht‹. Nur wenn wir es in das Versteck zurückbringen, in dem er der Schlangengott aufbewahrte, wird er uns sämtliche Tore in alle Dimensionen öffnen, und unser Dasein wird nicht mehr so beengt sein.«

»Das ist das erste Ziel. Seine Dankbarkeit wird grenzenlos sein, denke auch daran. Setze deine Marionette ein, um Hellmark zu täuschen. Durch dein Werkzeug muß es dir gelingen, das ›Licht‹ zu erbeuten. Du hast viele Möglichkeiten, wenn du richtig vorgehst. Und nun geh'! Halte dich nicht länger auf, als notwendig. Wenn es etwas Neues gibt, komm' zu mir…«

›Jack Hallon‹ erwiderte nichts mehr darauf. Diese kurze kühle Übermittlung war typisch. Genauso hatten sich auch die vorherigen Begegnungen abgespielt.

›Hallon‹ ging den gleichen Weg bis zu jener Stelle zurück, an der er den Spalt so weit auseinandergedrückt hatte, um sich durchzuzwängen.

Immer bei seiner Rückkehr sah er dann den sehr engen Schacht, der kreisrund war und kerzengerade in die Tiefe fiel. Es handelte sich um eine geheime Abzweigung jener Schächte, die außerhalb von Wächtern behütet und beobachtet wurden.

›Hallon‹ ließ sich hineinfallen. In absoluter Finsternis schwebte er in die Tiefe. Es dauerte eine Zeit, ehe er wieder festen Boden unter den Füßen spürte.

Am Ende einer Straße, die in Dunkelheit lag, kam er an.

Das Ende des Schachtes aus dem anderen Bezirk war hier, aber im Gegensatz zu all den anderen Schächten gab es von dieser Seite her keinen Zugang. Der Geheimstollen abwärts war nur in einer Richtung zu benutzen…

Der Mann in der nachtblauen Bekleidung näherte sich der Stadt und traf auf jene Horde Tiermenschen, die ihren Gefangenen zum Palast Luku-U'moas brachten.

Dorthin wollte er auch, um teilzunehmen an dem Verhör und der anschließenden Hinrichtung.

*

In der Kaverne, mitten im Labyrinth der unheimlichen Welt, war alles wieder wie zuvor.

Die elastische, durchlöcherte Masse formte sich von selbst wieder in die Lage zurück, in der ›Jack Hallon‹ sie angetroffen hatte.

In der kleinen schattigen Welt war es unheimlich still.

Daran änderte auch der Schatten nichts, der plötzlich wie ein selbständiges Lebewesen aus einer tiefen, bizarren Öffnung hervorglitt, an der Wand entlangstrich und sich aufrichtete.

Es war eine völlig flache, schwarze Gestalt, deren gummiartigem Körper etwas Schlangengleiches anhaftete.

Der Kopf wies menschliche Züge auf, war länglich und oval. Die Arme lagen dicht am Körper an, und es sah aus, als hätte der Seltsame einen engen, schwarzen Sack über sich gestülpt, um seine wahre Gestalt zu verbergen, um schlangengleich zu wirken.

Unterhalb der Hüften wurde dieser Eindruck noch deutlicher.

Die Schattengestalt zog einen langen, schlangenhaften Körper hinter sich her und bewegte sich auch wie ein Reptil.

Ob nach oben, unten, links oder rechts – keine Bewegung bereitete dem schwarzen Schatten Schwierigkeiten.

Eine Besonderheit an dem Geschöpf, das nur zweidimensional war, es hatte nur Länge und Breite, keine Höhe und eine weitere

Besonderheit fiel auf.

In dem flachen, schwarzen Kopf glühten giftgrün zwei mandelförmige, große Augen, in deren Mittelpunkt eine pechschwarze Pupille schwamm.

Die Schattengestalt verschwand im Labyrinth der Ritzen und Löcher und wurde zu einem Teil der Schwärze.

Die Schattengestalt war ›Jack Hallons‹ Gesprächspartner gewesen.

*

Er hätte sich nur von Marlos nach New York zu versetzen brauchen, mitten hinauf auf das Dach des Skyskrapers.

Aber er ging – zusammen mit Rani Mahay – den ›normalen‹ Weg.

Björn Hellmark versetzte sich mit Macabros in die belebte Straße. Für einen Moment fiel nicht auf, daß da an der Straßenecke plötzlich zwei Männer auftauchten, die sich wie ein Ei dem anderen glichen.

Die New Yorker, die zu dieser frühen Stunde durch die Straßen hasteten, hatten keine Zeit, sich etwas genau anzusehen.

Da war der Verkehr auf der Straße, der ihre Aufmerksamkeit forderte, zahllose Eindrücke, die durch Reklameschilder, hupende Autos, Schlagzeilen rufende Zeitungsboys und Hot Dogs und Hamburger verkaufende Straßenhändler vermittelt wurden, mußten beiläufig aufgenommen werden.

Vielleicht war es auch so, daß der eine oder andere sich wunderte, daß da plötzlich die blonden ›Zwillinge‹ standen, die kurz davor nicht da gewesen waren. Aber so genau registrierte das in der morgendlichen Eile auf dem Weg ins Büro, in die Bank, zur U-Bahn-Station, niemand.

Ebenso wenig fiel auf, daß gleich darauf ’eine Gestalt aufgelöst wurde. Hellmark, der nur durch eine Verdoppelung seines Körpers in der Lage war, Marlos zu verlassen, brauchte seinen Astralleib jetzt nicht mehr.

Rani Mahay folgte.

Fünf Schritte von dem Freund entfernt materialisierte er.

Der Inder prallte prompt mit einer Frau zusammen, die im selben Moment die Stelle auf dem Bürgersteig betrat.

Die Frau gab einen leisen, erschreckten Ausruf von sich.

»Junger Mann! Passen Sie gefälligst auf, wohin Sie laufen…« Sie blitzte ihn an. Sie war Mitte Fünfzig und trug silbergraues Haar, das einen Schimmer ins Violette aufwies. Ihr Auftreten war resolut. »Wo kommen Sie eigentlich her? Sie waren doch eben noch nicht da?« Mechanisch suchte sie mit ihren Blicken den Boden ab.

»Suchen Sie den Kanaldeckel, Mylady?« fragte Mahay sofort, der richtig vermutete.

»Ja! Sie sind aus dem Boden gekommen, haben nicht aufgepaßt… und außerdem haben Sie vergessen, die Baustelle zu markieren…« Sie unterbrach sich, als sie sah, daß es weder einen Kanaldeckel, noch eine Baustelle gab und Rani Mahay keine Arbeitskleidung trug.

Der riesige, glatzköpfige Inder nahm die Dame beim Arm und führte sie an den Straßenrand, dem sie entgegengeeilt war. Die Fußgängerampel zeigte rot.

»Bei den Kanalarbeitern bin ich nicht, Madam. Tut mir leid, daß ich Ihnen im Weg gestanden habe. Ich stehe schon die ganze Zeit da. Sie müssen mich glatt übersehen haben…«

»Das erzählen Sie mal Ihrer Großmutter, junger Mann. Sie sind so winzig klein, daß man Sie einfach übersehen muß… Aber vielleicht hab' ich wirklich geträumt…«

Mahay entschuldigte, und geleitete die Frau am Arm über den Fußgängerüberweg.

Björn wartete lächelnd auf die Rückkehr des Freundes.

Mahay rieb sich die Hände und versetzte Hellmark einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter. »Das war' geschafft. Ich hab' heute früh schon meine gute Tat getan. Jetzt bist du an der Reihe…«

»Einverstanden«, nickte Björn Hellmark alias Macabros, »ich lade dich zum Frühstück ein. Ein richtiger Kaffee, wie auf Marlos, gutes, frisches Brot – allerdings nicht selbstgebacken wie von Danielle oder Carminia. Und in den Kaffee dann 'nen ordentlichen Schuß Milch. Aber nicht von Ziege und nicht von Kuh – sondern echte Kondensmilch. Na, was sagst du dazu?«

»Du bist ein alter Krampfbold«, sagte der Inder todernst. Hätte jemand die beiden Männer beobachtet, wäre er wahrscheinlich auf den Gedanken gekommen, daß sie sich spinnefeind waren. Ein besseres Verhältnis jedoch als zwischen ihnen konnte man sich schwerlich vorstellen. »Auf die Dosenmilch kann ich verzichten, da ich meinen Kaffee nur schwarz trinke. Wenn überhaupt! Ich ziehe Tee vor, wie du weißt – und dann sind wir bereits eingeladen. Von Rich… Der zahlt die Zeche. Bei dem Kleingeld, das uns zur Verfügung steht und der längst abgelaufenen Kreditkarte, die weniger wert ist als 'ne alte Zeitung, duften wir das Restaurant des ›Astoria‹ nicht mal betreten.«

»Ach – das hatte ich ganz vergessen. Dann gilt die Einladung fürs nächste Mal.«

»Okay. Ich werde dich dran erinnern…«

Im Frühstücksraum des ›Astoria‹ war allerhand los.

An diesem Morgen nahmen nicht nur die Übernachtungsgäste ihr Frühstück ein, sondern auch viele, die um neun Uhr den Termin im Dachgartenrestaurant nicht verpassen wollten.

Richard Patrick war ebenfalls schon da.

»Hätte ich mir nicht träumen lassen«, sagte er, nachdem die Freunde an seinem Tisch Platz genommen hatten, von dem aus sie den Eingang im Auge behalten konnten. »Ich habe schon ’ne Menge bekannter Gesichter gesehen. Es ist erstaunlich, wen dieser Jack Hallon alles eingeladen hat. Er hat die Werbetrommel mächtig gerührt. Es ist noch viel zu früh, um hier zu sein. Aber da scheinen auch die anderen die gleiche Idee gehabt zu haben wie wir. Sie wollen alle ’nen Logenplatz oder hoffen, vor Beginn der Demonstration noch ein paar Worte mit Brian Thomason zu sprechen. Aber das ist nicht drin. Er verweigert jegliches Gespräch. Vor ein paar Minuten hat er sich das Frühstück aufs Zimmer bringen lassen…«

Während Hellmark sich eine Tasse Kaffee einschenkte, fragte er: »Ist dieser Hallon schon im Haus?«

»Offenbar nicht«, erwiderte Patrick. »Ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»Kennst du ihn denn?«

»Es gibt einige Fotos von ihm. Haining hat so eine ganz spezielle Kamera. Da hätte jeder Spion seine Freude dran. Sie ist in seiner Quarz-Uhr eingebaut. Der Apparat macht Bilder, die können sich sehen lassen. Hier ist eine Vergrößerung…«

Er nahm seine Brieftasche heraus, klappte sie auf und entnahm ihr eine Fotografie in Größe einer Postkarte.

Hellmark betrachtete sich die Aufnahme genau.

Männliches Gesicht ohne besondere Merkmale, glattrasiert, gerade Nase, schwarze Augenbrauen, sehr dunkle Augen. Hallon trug ein graues Jackett. Es war eine Aufnahme, die Hallon von der Hüfte an aufwärts zeigte. Über Größe und Figur des Mannes konnte man sich keinen genauen Eindruck verschaffen.

Hallon war so getroffen, daß er halb in die Kamera sah, als Haining heimlich auslöste. Hallon sprach, hatte den Mund ein wenig geöffnet. Die obere Zahnreihe, weiß und kräftig, war gut zu sehen.

Hellmark vertiefte sich in das Foto.

Konnte Hallon ein Schwarzer Priester sein?

Jene ›Wissenden‹ aus der Vergangenheit Xantilons unterschieden sich kaum oder gar nicht von Menschen der Gegenwart. Der Gedanke, jemals wieder mit einem Schwarzen Priester zusammenzukommen, berührte ihn eigenartig.

Etwas Faszinierendes, Geheimnisvolles steckte in diesem Gesicht, das sah man, auch wenn man nicht über eine besonders gute Menschenkenntnis verfügte.

Nachdenklich, ohne ein Wort zu sagen, gab Björn das Bild zurück. Patrick verstaute es wieder in seiner Brieftasche.

Der Verleger interessierte sich für Hellmarks neue Pläne. Er wußte, welche Probleme den Freund derzeit am meisten beschäftigten.

Hellmark steckte mitten in den Vorbereitungen zu seiner sechsten Reise ins Ungewisse. Der Gedanke, jede Aufgabe, die ihm demnächst gestellt wurde, unbedingt erfolgreich abschließen zu müssen, setzte diesen Mann unter einen außergewöhnlichen Druck. Und es war erstaunlich, wie ruhig und abgeklärt er wirkte, obwohl in seinem Innern ein Vulkan brodelte.

Patrick, Rani und Björn unterhielten sich über Gott und die Welt.

Die beiden Freunde hatten sich vorgenommen, langsam und ausgiebig zu frühstücken. Schon nach einer Scheibe Toast aber steckte Hellmark auf.

Die Unruhe in ihm verstärkte sich.

Gesetzt den Fall, hinter Hallon versteckte sich wirklich ein bisher unbekannter Schwarzer Priester – warum wirkte er dann nicht im geheimen, sondern machte so grell auf sich aufmerksam?

Das Auftreten eines Schwarzen hatte ihm gerade noch gefehlt. Der erste Gedanke Richard Patricks konnte tatsächlich der richtige sein. Schließlich hatte vor einiger Zeit schon mal ein Schwarzer Priester von sich reden gemacht, von dem niemand etwas gewußt hatte. Er war in der Alptraumstadt der Dämon Apokalypta versteckt, hatte sich dort auf seine Aufgabe vorbereitet – und war glücklicherweise dann doch gescheitert.

Dieser Schwarze Priester nannte sich Gor Mlak. Es war zwar gelungen, sich seinem Zugriff zu entziehen. Es gab Anhaltspunkte, die darauf hinwiesen, daß Gor Mlak in eine andere Zeit oder Dimension geschleudert worden war.

War er in der Gestalt Jack Hallons zurückgekommen? Seltsamerweise ging ihm auch ein solcher Gedanke durch den Kopf. Er ließ keine Kombination, die möglich war, außer acht…

Und er tat noch etwas, das weder Rani noch Richard Patrick bemerkten.

Er verdoppelte sich.

Während Hellmark unten am Tisch bei den Freunden saß, entstand sein Doppelkörper auf dem Dach des Wolkenkratzers.

Dort hielt sich sonst noch niemand auf.

Bis zur angekündigten Demonstration waren noch achtzig Minuten Zeit.

Das Dachgartenrestaurant war offenbar nach den Anweisungen Mister Hallons zurechtgemacht worden.

Alle Tische waren im hinteren Drittel des Daches zusammengestellt. Ganz vorn stand eine große Zielscheibe. Sie war an einem Gestell befestigt.

Die Luft auf dem Dach war kühl. Die Tür zum Hausinnern noch versperrt.

Macabros prägte sich alles gut ein.

Offenbar sollte ein Schießwettbewerb durchgeführt werden. Was sollte er beweisen?

Zum Dach des ›Astoria‹ gab es zwei Aufzüge und damit zwei Zugänge.

Über den anderen kam jetzt eine Gruppe Männer. Macabros hatte sich schon unten im Frühstücksraum gesehen. Offensichtlich handelte es sich um Geschäftsleute, die von einem Helikoptertaxi abgeholt und zum Airport gebracht wurden.

Dann sah Macabros auch das Flugtaxi schon. Mit blinkende Positionslichtern näherte es sich dem Hoteldach, setzte auf dem gekennzeichneten Farbfeld auf, und die drei Passagiere nahmen ihre Plätze ein. Zwei Minuten später startete die Maschine.

Hellmark löste seinen Astralkörper auf, um zu verhindern, daß von dem verglasten Rumpf des Hubschraubers aus die einsame Gestalt auf dem Dach erblickt werden könnte…

Es gab auch keinen Grund mehr, länger dort oben zu verharren. Er hatte nichts Bemerkenswertes entdeckt.

Weitere Informationen gab es in der Tat erst, als Jack Hallon eintraf.

Ein Taxi fuhr vor.

Gleich darauf betrat ein Mann das Hotel, durchquerte die große, luxuriös ausgestattete Empfangshalle.

Zwei Angestellte des ›Astoria‹ begleiteten ihn.

Die Nachricht von der Ankunft des Mannes, der wiederum einen grauen Anzug trug, verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Richard Patrick hatte bereits seine Rechnung bezahlt. »Machen wir uns auf«, meinte er, »dann gehören wir zu den ersten, die dabei sind…«

Björn Hellmark sah Jack Hallon, als der mit seinen beiden Begleitern zum Lift ging. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich kurz. Keine Reaktion bei Hallon, daß er in der Gestalt jenes großen, blonden Mannes etwas Besonderes sah…

*

Man ließ Patrick und seine beiden Begleiter wissen, daß erst um acht Uhr dreißig die Tür zum Dachrestaurant geöffnet wurde.

Daran hielt man sich.

Die Freunde begriffen auch schnell, wieso. Die Vorbereitungen waren noch nicht abgeschlossen, jene Leute, die dabei sein mußten, waren noch nicht eingetroffen.

Es waren drei Männer. Sie hatten Gewehre dabei. Die Waffen steckten in ledernen Futteralen.

Als die drei Schützen, wie rasch bekannt wurde, auf dem Dach

waren, wurde auch die Tür für die geladenen Gäste geöffnet.

Viele Reporter und Journalisten hatten Freunde und Kollegen mitgebracht. Jack Hallon hatte nichts dagegen einzuwenden.

Er gab sich weltmännisch, redete unaufhörlich und erklärte den etwa vierzig Personen auf dem Dach, was er beweisen wollte.

»Ich trage mich mit der Idee schon seit langem«, führte er aus. Brian Thomason stand wie ein Schatten an seiner Seite. »Ich wußte seit geraumer Zeit, daß Mister Thomason ein Mann mit besonderen Fähigkeiten ist. Er selbst hatte davon keine Ahnung. Bis zu dem Augenblick, da sich der Brand ereignete und er das Feuer unverletzt überstand. Ein Wunder, sagt man. Wirklich – ein Wunder? Oder nur eine phantastische Tatsache? Brian Thomasons Organismus ist immun gegen offenes Feuer. Das hat er unter Beweis gestellt. Aber dieser Organismus kann noch mehr. Und das möchte ich Ihnen heute morgen hier vorführen.«

Er gab ein Zeichen. Die drei Schützen, ausgestattet mit modernsten Gewehren, traten vor.

Sie legten an. Dann drückten sie ab. Die drei Schüsse klangen wie einer.

Alle Gäste konnten es sehen. Drei Kugeln trafen ins Schwarze.

Hinter der Zielscheibe befand sich ein Kugelfang. Die Projektile wurden geholt. Sie wurden den Beobachtern gezeigt. Auch Björn Hellmark bekam ein Geschoß in die Hand. Es handelte sich um ein Stahlmantelgeschoß.

»Die Munition ist echt, unsere Schützen auch«, Hallon nannte ihre Namen. »Mister Thomason hat noch gestern abend schriftlich bei einem Notar hier in der Stadt niedergelegt, daß er die volle Verantwortung für das Experiment, das wir nun durchführen, trägt. Alle drei Schützen werden auf Mister Thomason zielen und schießen.«

Er sagte es in ruhigem Tonfall, als handele es sich um die größte Selbstverständlichkeit.

Einige ›Zeugen‹ blickten sich mit einem raschen Blick an. Richard Patrick wiegte den Kopf. »Das ist ja eine bedenkliche Sache. Ob sie wirklich gut geht?«

Er wollte noch mehr sagen, wurde aber durch neue Ankündigungen Hallons davon abgehalten.

Jack Hallon wies die Anwesenden darauf hin, daß sie alles und von jeder Seite aus selbstverständlich fotografieren und filmen könnten. »Was geschieht – ist kein Geheimnis. Und damit Sie auch glauben, was Sie gesehen haben und es nicht für eine Halluzination oder eine Suggestion halten, ist das belichtete Material der beste Beweis. Menschliche Augen könnte man täuschen, nicht das Objektiv einer Kamera…«

Die Munition, die in den Magazinen steckte, machte die Runde und

wurde begutachtet.

Brian Thomason stellte sich zwischen den Zuschauern und der Zielscheibe auf.

Hellmark beobachtete, wie in diesen Sekunden wohl jeder andere auch, den Mann, der nicht in den Flammen umgekommen war.

Er stand amüsiert lächelnd da, als ginge ihn das alles nichts an. Locker fielen die Arme an seiner Seite herab. Thomason zuckte nicht mit der Wimper, als die drei Schützen ihre Gewehre wie auf ein stilles Kommando gleichzeitig auf ihn anlegten.

»Nun passen Sie auf, meine Herren… sehen Sie genau hin«, Hallon sprach mit einer gewissen Überheblichkeit in der Stimme. »Fotografieren Sie, filmen Sie, halten Sie auf Zelluloid fest, was unglaublich für Sie sein wird… Wenn ich Feuer sage, werden alle drei Schützen gleichzeitig abdrücken. Alle drei Gewehrläufe sind auf Mister Thomasons Herz gerichtet… drei…«, er zählte jetzt sehr langsam, um die Spannung auf den Höhepunkt zu treiben.

»Zwei…«

Triumphierend blickte er sich in der Runde um. Alle Augen waren auf Brian Thomason gerichtet. Er war die Ruhe selbst. Die Tatsache, daß drei feuerbereite Gewehre auf sein Herz gerichtet waren, schien ihn überhaupt nicht zu berühren.

»Eins…«

Es war jetzt so still auf dem Dach des Wolkenkratzers, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Das Geräusch eines klickenden Kameraverschlusses ließ einige Beobachter zusammenzucken. Ein Reporter hatte versehentlich den Auslöser betätigt.

Die drei Schützen standen da wie erstarrt. Ihre Finger waren um die Abzugsbügel gekrümmt.

»Feuer!«

Sie schossen gleichzeitig. Ein einziger, heller Knall.

Alles starrte auf Brian Thomason.

Deutlich hatte jeder die Einschußlöcher in der Zielscheibe gesehen.

Etwas Ungeheuerliches ging hier oben vor. Drei bestellte Meisterschützen schossen auf einen Menschen, der es selbst so wollte. Die notarielle Erklärung hierzu war von dem ebenfalls anwesenden Notar mit ruhiger Stimme verlesen worden.

Blut mußte aus Thomasons Körper springen. Alles starrte auf sein Herz. Kameraverschlüsse klickten, Filmkameras surrten. Auch Richard Patrick machte mit seiner Spezialkamera, die nicht größer war als eine Streichholzschachtel, mehrere Aufnahmen.

Die Schüsse waren längst verhallt.

Thomason stand noch immer auf beiden Beinen. Er wankte nicht, sein Gesicht verzog sich nicht vor Schmerz. Das Grinsen verstärkte

sich.

Ein abgekartetes Spiel!

Massensuggestion? Nun, die unbestechlichen Augen der Kameras würden es schon bald beweisen.

Innerhalb der wenigen Minuten schon. Einige Fotos waren mit Selbstentwicklungs-Apparaten geschossen worden.

Die drei Schützen legten zum zweiten Mal an und schossen erneut.

Brian Thomason stand wie eine Säule.

An ihm war kein Einschußloch zu erblicken, nichts, das sich an seinem Körper rot gefärbt hätte.

Die Schützen hatten vorbeigezielt - oder Platzpatronen genommen?!

Nein! Auch Hellmark revidierte sofort seine mißtrauischen Überlegungen.

Und dann ging ein Raunen durch die Menge. Einer entdeckte es zuerst.

»Das gibt es nicht!«

»Ich träume!« So redeten sie alle durcheinander.

Aber es sah nicht nur einer. Es sahen fünf, zehn, zwanzig, schließlich alle.

Die Kameras hielten fest, was da zu sehen war, und was die Sinne nicht glauben wollten.

Im Licht der Morgensonne, die über dem Dachgarten schien, glitzerten die messingfarbenen Hülsen der Projektile.

Björn Hellmark und Rani Mahay sprangen als erste nach vorn, um sich zu vergewissern, daß sie keiner Sinnestäuschung zum Opfer fielen.

Drei… vier… sechs… Patronen waren abgefeuert, worden, und sechs Patronen waren noch da.

Etwa eine Handbreit vor Brian Thomasons Herz standen sie bewegungslos in der Luft…!

*

Die Überraschung war perfekt.

Sie sahen es alle, und keiner zweifelte auch nur eine Sekunde daran, daß dies eine Massensuggestion war.

Björn Hellmark machte die Probe.

Er griff vorsichtig nach dem vordersten Projektil. Es fühlte sich heiß an und ließ sich ohne besondere Schwierigkeiten wegnehmen. Hellmark pflückte die zum Stillstand gekommene Patrone regelrecht aus der Luft.

Diese Sensation mußte eine Erklärung haben!

Jack Hallon und Brian Thomason waren im nächsten Moment von

den Pressevertretern umringt.

Großzügig wies Hallon darauf hin, daß die sechs Projektile als Souvenirs mitgenommen werden könnten.

Hellmark und Richard Patrick erbeuteten je eine Patrone. Patrick wollte sein Exemplar genau von einem Fachmann untersuchen lassen.

Jack Hallon beantwortete allgemeine Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Auch Brian Thomason gab Auskünfte. Die Zuhörer machten sich aufmerksam Notizen.

Bei der Begrüßung vorhin hatte Patrick Jack Hallon seine Karte zugesteckt. Dabei hatte er sich als der größte Verleger auf dem Gebiet der Grenzwissenschaften vorgestellt. Hallon war an einem Gespräch interessiert.

Während Brian Thomason noch auf dem Hoteldach eine Pressekonferenz abhielt, zogen Richard Patrick und Jack Hallon sich etwa zwanzig Minuten nach der Demonstration auf ein Hotelzimmer zurück, um dort in Ruhe konferieren zu können. Björn Hellmark nahm an diesem Gespräch teil. Patrick hatte ihn als einen seiner wichtigsten Mitarbeiter vorgestellt.

Jack Hallon nahm die Anwesenheit Hellmarks auch ohne Zögern oder gar einen Widerspruch hin.

Diese erste Reaktion wertete der Herr von Marlos als ein positives Zeichen dafür, daß er mit seiner ursprünglichen Meinung völlig verkehrt gelegen hatte. Jack Hallons Zugehörigkeit zu den Schwarzen Priestern wurde immer unwahrscheinlicher.

In der rechten Hosentasche trug Björn ein Auge des Schwarzen Manja. Die Anwesenheit dieses Dämonen-Abwehrmittels hätte – auch wenn es nicht sichtbar getragen oder gezeigt wurde - gewisse Symptome hervorgerufen müssen. Unruhe, Nervosität, Schweißausbruch. Manchmal gingen diese Zeichen so weit, daß einer, der als Scherge Rha-Ta-N'mys fungierte, zu schreien anfing und das Weite suchte. Dies alles aber trat im Falle Jack Hallon nicht auf.

Alles blieb ›normal‹.

Jack Hallon sprach voller Begeisterung über seine Entdeckung. Man erkannte handfeste geschäftliche Interessen. Er wollte Brian Thomason fördern.

Richard Patrick wurde während der Unterredung über die Lautsprecheranlage des Hotels gerufen und zu einem wichtigen Telefonat gebeten.

Der Verleger forderte Hellmark auf, das Gespräch mit Hallon fortzusetzen, einige Bilder zu machen.

Draußen auf dem Balkon, der von der Morgensonne beschienen wurde, knipste Björn.

Hallon sprach begeistert von seinen Plänen weiter, ließ durchblicken, daß in naher Zukunft mit großer Wahrscheinlichkeit

noch mit weiteren Überraschungen seinerseits zu rechnen sei.

»Ich habe ein besonderes Talent«, sagte er zu Hellmark, »das ist wahrscheinlich meine Art parapsychologische Veranlagung. Ich spüre, daß es Menschen gibt, die übersinnliche Fähigkeiten besitzen. Ich fühle mich zu ihnen hingezogen, teile ihnen mit, was ich über sie denke und weiß. In der Vergangenheit habe ich schon des öfteren die Erfahrung gemacht, daß man mir nicht glauben wollte, wenn ich die betreffenden Personen auf ihre Talente ansprach.«

»Dann ist also Mister Thomason nicht Ihr einziger ›Fall‹?«

»Nein, ganz gewiß nicht. Aber ein ganz spezieller. Er ist insofern der erste, den ich davon überzeugen konnte, daß seine Veranlagung erstaunlich und keineswegs erschreckend ist. Sehr viele Menschen reagieren anders. Sie haben plötzlich Angst – vor sich selbst.«

Während Jack Hallon sprach, knipste Hellmark fleißig. Er achtete besonders auf den wechselnden Gesichtsausdruck. Hallon war ein interessanter, vielseitiger, ausdrucksstarker Mensch.

»Kannten Sie Mister Thomason schon längere Zeit?«

»Sie werden es mir nicht glauben, Mister Hellmark: bis gestern habe ich von diesem Mann nichts gewußt.«

»Mister Thomason hat aber in einem Interview erwähnt, daß er sie schon kannte, daß Sie ihm zumindest nicht fremd waren…«

»Das ist richtig. Brian Thomason muß intuitiv gespürt haben, daß ich mich geistig mit ihm befaßte. Er hat behauptet, mich mehrere Male im Traum gesehen zu haben. Das ist ohne weiteres möglich…«

Björn hörte noch die Stimme Hallons, der etwa drei Schritte von ihm entfernt stand. Er sah ihn auch am anderen Ende der Balkonbrüstung, als er jetzt eine weitere Aufnahme von ihm machte.

Und da erhielt er auch schon den Stoß.

Er wurde mit einer solchen Kraft ausgeführt und erfolgte so schnell, daß er das Ungeheuerliche erst begriff, als es schon zu spät war.

Jack Hallon – stand gar nicht mehr da vorn, sondern direkt vor ihm!

Durch eine unerklärliche Manipulation war es Hallon gelungen, ihn zu täuschen.

Hellmark wurde durch den Schwung in die Höhe gehoben und über die Brüstung des Balkon gerissen, der in der dreiundzwanzigsten Etage lag…

*

Björn Hellmark stürzte in die Tiefe. Die Hauswand raste an ihm vorüber. Schimmernde Flächen, die unzähligen Fenster, wie Teile eines Puzzles, in denen sich der blaßblaue Himmel und der

gegenüberliegende Wolkenkratzer spiegelten.

Wie eine flüchtige Vision war der Eindruck, den Hellmark empfing, als er den Kopf herumriß, kaum daß sein Körper über die Brüstung gehoben wurde.

Da stand Jack Hallon. Seine Miene war ein einziger, teuflischer Triumph…

Hellmark warf sich in der Luft herum. Im nächsten Augenblick entstand ein fahler, nebelhafter Schemen neben ihm, der sich rasch verdichtete.

Macabros!

Zwei Sekunden hatte Björn Hellmark verloren, zwei Sekunden, in denen er zwischen Himmel und Erde schwebte, die schwindelerregende Tiefe unter sich.

Ohne die Fähigkeit, seinen Doppelkörper entstehen zu lassen, wäre er verloren gewesen.

Mit Macabros aber meisterte er die tödliche Gefahr.

Die beiden Körper, die sich wie ein Ei dem anderen glichen, berührten sich.

Ein blitzschneller Gedanke – und fauchend schlug die Luft an der Stelle zusammen, wo Hellmark und Macabros sich befunden hatten.

Sie kamen beide auf dem Balkon des fraglichen Zimmers an.

Der Balkon war leer?!

Wo befand sich Hallon?

Es schien, als hätte der Boden ihn verschluckt…

Gerade, als Björn den Raum durchquerte, Ausschau hielt nach Hallon, wurde kurz von außen gegen die Tür geklopft. Dann wurde sie auch schon geöffnet.

Richard Patrick kam zurück.

Die beiden Männer prallten fast zusammen.

»Wo ist Hallon?« fragte der Verleger des Magazins ›Amazing Tales‹ verwundert.

»Er hat versucht, mich umzubringen. Als er merkte, daß es nicht gelungen war, hat der saubere Herr das Weite gesucht…«

Patrick konnte nicht fassen, was Björn ihm da erzählte.

»Dann ist er also doch einer bestimmten Kategorie zuzuordnen«, murmelte Patrick.

»Ein Schwarzer Priester ist er auf keinen Fall«, sagte Hellmark nachdenklich. Er ließ in diesen Minuten Macabros kurz hintereinander an mehreren Orten innerhalb des Hotels entstehen, in der Hoffnung, auf Jack Hallon zu stoßen, der unterzutauchen versuchte. »Das heißt – so sicher kann man sich da nicht sein«, schwächte er seine eigenen Worte ab. »Vielleicht hat die neue Generation der Schwarzen begonnen, eine andere Taktik einzuführen und ist gegen die herkömmlichen Abwehrmittel immun…«

Sie fanden Hallon nirgends.

In der Kürze der Zeit konnte er jedoch keineswegs weit gekommen sein.

Mehr als vier oder fünf Sekunden waren bis zu Hellmarks und Macabros' Rückkehr auf keinen Fall vergangen. In dem Moment, als Hallon erkannte, daß sein Anschlag mißglückt war, suchte er sein Heil in der Flucht.

Wohin war er geflohen? Welche Mittel hatte er dabei eingesetzt?

»Eine normale Flucht war es auf keinen Fall. Er hat mindestens magische Mittel eingesetzt, um schnell wie der Wind zu verschwinden«, murmelte Björn. »Er hat uns an der Nase herumgeführt! War es sein einziger Zweck, mich zu ermorden – oder steckt noch mehr dahinter. Brian Thomason, Rich… wie steht es um ihn? War er auch nur eine Marionette – oder ein schillernder Lockvogel, auf den wir alle hereinfielen?«

Diese Worte waren noch nicht verklungen, da versetzte er Macabros schon hinauf auf das Dach, wo Rani Mahay mit Brian Thomason zurückgeblieben war.

Macabros kam gerade richtig.

Da vorn entstand Unruhe.

»Ein Arzt, schnell! Ruft einen Arzt…« klang eine Stimme auf.

Macabros sah, wie Rani Mahay nach vorn sprang, Zugriff.

Der Mann, der zu stürzen drohte – war niemand anders als Brian Thomason.

Brian Thomason lag in Mahays Armen. Der Amerikaner, der den Flammen entronnen war und sechs auf ihn abgefeuerte Kugeln in der Luft anhielt, wirkte erschreckend bleich und matt.

Ein Schwächeanfall?

Jemand reichte Thomason einen Schluck kühlen Wassers, während ein anderer zum Aufzug rannte, um einen Arzt anzurufen.

Woher Macabros plötzlich kam, darauf achtete kein Mensch.

Mahay und Macabros warfen sich einen raschen Blick zu. Auch der Inder verstand den Zustand Thomasons nicht. Er kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Thomasons weiße Lippen bewegten sich.

»Weg… von hier…«, kam es kaum hörbar aus seinem Mund. »Die Atmosphäre… ist aufgeladen… von seiner Anwesenheit… er wird mich töten, wenn wir noch länger zusammen sind… er höhlt mich aus… das Licht… das ›Kalte Licht‹… ist sein Feind… ist meine Rettung… bringt mich in seinen Bereich…«

Rani Mahay und Macabros waren wie elektrisiert, als sie diese Worte hörten. Und auch Björn Hellmark, der noch mit Richard Patrick zusammen war, erhielt Kenntnisse über das, was Macabros' Sinne erfaßten.

Brian Thomason wußte etwas über das › Kalte Licht ‹? In Hellmark schlug eine Alarmglocke an.

Das alles war kein Zufall mehr. Da kamen zuviele Dinge zusammen.

Jack Hallon, der eine Demonstration veranstaltete, um Aufmerksamkeit zu erregen… Brian Thomason als schillernder Lockvogel, für den Hellmark oder wenigstens seine Getreuen sich interessieren mußten… der Anschlag Hallons auf Hellmark… sein mysteriöses Verschwinden… wohin? Und nun Thomasons Anfall…

Macabros erkannte deutlich – allzu deutlich –, daß Brian Thomason entsetzlich litt. Zuckungen liefen über sein Gesicht, er war weiß wie ein Leinentuch und kalter Schweiß rann über seine Stirn. Die Symptome ließen den Schluß zu, daß Thomason dicht vor einem Kreislaufkollaps stand.

Aber da war eine unheimliche geistige Kraft, die ihn aushöhlte, seine Kräfte fraß.

Und das alles hatte mit Jack Hallon und dem ›Kalten Licht‹ zu tun, von dem Thomason selbst gesprochen hatte.

Nur wenige Menschen aber wußten, was es mit dem ›Kalten Licht‹ auf sich hatte – und wer es besaß.

Brian Thomason war kein Eingeweihter!

Es gab nur zwei Möglichkeiten, wie er davon erfahren haben konnte.

Entweder Jack Hallon war sein Informant – oder Thomason hatte sich das Wissen selbst geholt. Als Telepath, bewußt oder unbewußt… aus dem Hirn Ranis oder Hellmarks.

Alle diese Gedanken gingen Björn in Sekundenschnelle durch den Kopf.

»Wir müssen etwas für ihn tun«, raunte Macabros dem Inder zu. »Ab nach Marlos… und wenn die Leute hier völlig durcheinander geraten. Es geht um ein Menschenleben. Er wird Zusehens schwächer…«

Macabros entschied sich dazu, als er erkannte, daß es sträflicher Leichtsinn gewesen wäre, auch nur eine Sekunde zu zögern.

Er faßte Thomason an der Hand.

Ein kurzer, präziser Gedanke genügte.

Macabros, Rani Mahay und Brian Thomason verschwanden.

Die vier Männer, die noch auf dem Dach des ›Astoria‹ anwesend waren, blickten sich gegenseitig an. Ihnen stockte der Atem, und sie konnten ihre Angst nur sehr schwer verbergen.

Einer von ihnen stöhnte leise auf, ein anderer wich zurück, als hätte eine kalte Hand ihn berührt.

Sie alle konnten den Blick nicht von der Stelle wenden, an der sich vor wenigen Sekunden noch drei Menschen befanden. Der gleiche

Platz war jetzt leer…

*

Von New York nach Marlos, der unsichtbaren Insel zwischen Hawaii und den Galapagos…

Eine Reise, die für Mahay und Macabros nur so lange dauerte wie der Gedanke, den sie dafür benötigten.

Brian Thomasons Zustand änderte sich nicht, als sie Marlos erreichten.

Er sackte in die Knie, kaum daß sich die Atome seines Körpers auf der Insel wieder geordnet zusammengesetzt hatten.

Der Angriff aus dem Unsichtbaren hatte ihn entweder derart geschwächt, daß er nun die Besinnung verlor oder der Übergang von der einen Ebene auf die andere belastete ihn zusätzlich, so daß er es nicht mehr verkraftete.

Sie schafften ihn in eine Hütte, bereiteten ihm ein frisches Lager.

Macabros versetzte sich ohne ein weiteres Wort zu verlieren in die Geisterhöhle. Dort wurde unter anderen wichtigen Trophäen auch die ›Ewige Flamme der Schlangengöttin Luku-U'moa‹ aufbewahrt. Er nahm die kaltleuchtende Fackel zur Hand, kehrte in die Hütte zurück.

Grünliches Licht fiel auf das Gesicht des Mannes. Eine durchgreifende Änderung von Thomasons Zustand trat nicht ein. Aber eine Wirkung zeigte sich sofort. Sein Atem wurde ruhiger.

»Behalt' ihn im Auge«, sagte Macabros zu dem Freund. »Ich will mich noch woanders umsehen. Mir kommt es fast so vor, als wüßte in der Zwischenzeit jemand von unserem geplanten Unternehmen Bescheid, der besser nichts davon wissen sollte.«

»Du denkst an – Luku-U'moa?«

»Vielleicht auch sie…, wer weiß. Die auf der anderen Seite schlafen nie. Man muß ständig mit ihnen rechnen…«

Macabros verschwand.

Sein Ziel war das Gut außerhalb Abertoyle.

Er materialisierte an der Stelle, an der er vergangene Nacht zum ersten Mal eingetroffen war und wollte sich dann zu Fuß vorsichtig dem Anwesen nähern. Eine unbestimmte Unruhe erfüllte Björn Hellmark.

Drei Minuten nach der Ankunft seines Doppelkörpers im Gebiet um Abertoyle wußte er, daß sein Gefühl ihn nicht betrogen hatte.

Er konnte nicht glauben, was er sah.

Die Scheune – gab es nicht mehr! Die rußgeschwärzten Steine des Fundaments und die aufgetürmten Reste verbrannten Holzes seitlich des Wohngebäudes redeten eine stumme aber verständliche Sprache.

Brandgeruch lag noch in der Luft.

Die auf dem Gut wohnenden Menschen waren noch mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt.

Aus der Ferne sah Macabros zu.

Hellmark – Tausende von Meilen entfernt – schien im Gespräch mit seinem Freund Richard Patrick zu Stein erstarrt.

Patrick kannte Björn Hellmark schon lange genug, um zu wissen, daß sein Zweitkörper jetzt eine sehr bemerkenswerte Wahrnehmung machte.

»Ist es sehr schlimm?« fragte er, als Hellmark tief durchatmete.

»Es ist alles anders. Ich weiß nicht, was geschehen ist, Rich. Letzte Nacht gab es ein Gewitter. Vielleicht hat der Blitz eingeschlagen – vielleicht liegt auch Brandstiftung vor. Die Südwand ist verschwunden, damit die Stellfläche für Kiuna Macgullyghoshs Spiegel. Im Prinzip ist alles nicht viel schlimmer geworden als es anfangs schon war. Unsere Probleme haben sich lediglich verlagert…«

*

Björn kehrte mit Macabros auf die Insel zurück.

Er hoffte, daß Brian Thomason inzwischen zu sich gekommen war und mehr über sein Verhältnis zu Jack Hallon aussagen konnte. Seine Hoffnung erfüllte sich nicht.

Thomason lag noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit. Er sah nicht mehr so hinfällig und bleich aus. Er schlief tief. Das kalte Licht stand noch immer in der Hütte. Rani Mahay hatte während Hellmarks Abwesenheit hin und wieder einen Blick in die, Hütte geworfen, um sich über Thomasons Zustand zu informieren.

Während Björn nun mit den beiden Frauen und Arson, dem Mann mit der Silberhaut sprach, um ihnen die neue Lage zu schildern, ging Mahay nochmals zu dem Schlafenden.

Er dachte an nichts Böses.

Als er eintrat, saß Brian Thomason aufrecht im Bett.

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich sofort – und dann konnte Rani Mahay den Kopf nicht mehr wenden.

Die hypnotisierenden Augen Thomasons bannten ihn. Er sah eine feuerrote Iris und giftgrüne Pupillen.

Brian Thomason verließ sein Lager, kam dem Inder entgegen, der sich verzweifelt gegen die Kraft wehrte, die ihn lähmte, an Ort und Stelle bannte, als wäre er angewachsen.

Doch Rani Mahay versuchte noch mehr. Da seine körperlichen Fähigkeiten versagten, setzte er seine geistigen ein.

Er, der Koloß von Bhutan, der imstande war, ungezähmte Raubkatzen mit dem bloßen Willen zu bändigen, würde doch in der Lage sein, diesem menschlichen Geist etwas Gleichwertiges

entgegenzusetzen.

Aber die unheimliche Lähmung hatte auch sein Hirn ergriffen!

Unendlich fern meldete sich der Gedanke, daß er in großer Gefahr schwebte, aber die Erkenntnis reichte nicht aus, soviel Willenskraft zu mobilisieren, daß er sich dem hypnotischen Bann entgegenstemmen konnte.

Brian Thomasons Gesicht war vor Anstrengung verzerrt. Und jetzt zeigten sich auch wieder die unnatürliche Blässe, der kalte Schweiß, der von seiner Stirn perlte.

Es schien, als würde auch er gegen etwas ankämpfen, das jedoch viel stärker als er war.

Thomason funktionierte wie ein Katalysator. Etwas in ihm wirkte, verstärkte sich – und er war der Mittler, der es weitergab.

Die Lippen des Mannes, der in den letzten vierundzwanzig Stunden mehr Verwirrendes erlebt hatte als in den letzten vierundzwanzig Jahren seines Lebens, bewegten sich.

»Du wirst mich zurückbringen«, sagte er mit dunkler, fordernder Stimme. »Und das ›Licht‹ werde ich mitnehmen… dies ist mein Zweck, deshalb bin ich gekommen. Du wirst mich auf dem gleichen Weg zurückbringen, wie ich hierherkam. Du wirst dich nicht dagegen zur Wehr setzen können, auch wenn du deine ganze Kraft aufbietest…«

Instinktiv erfaßte der Inder die große Gefahr. Aber es war so, wie Brian Thomason sagte. Es gelang ihm nicht, dem Bann zu entfliehen, der ihn umhüllte wie ein Mantel.

Thomason bewegte sich kraftvoll und elastisch, obwohl er so matt und schwach aussah. Er griff nach dem ›Kalten Licht‹, umfaßte es fest.

»Gehen wir. Schnell…« Er drängte zur Eile.

Rani Mahay handelte wie eine Marionette. Sein Blick war starr, seine Bewegungen steif. Die Kraft, die von seinem Willen Besitz ergriffen hatte, warf jeden Widerstand nieder. Mahay hatte das Gefühl einer großen Taubheit in allen Gliedern. Sein Hirn war unfähig, aus eigenem Antrieb zu denken.

Er tat genau das, was Brian Thomason von ihm erwartete.

Er faßte ihn bei der Hand.

»Gehen wir gemeinsam in meine Wohnung, in die Fulton Street nach New York. In das verbrannte Apartment. Dort wird uns kein Mensch suchen…« Thomason beschrieb das ›Ziel‹, das sie ansteuerten, genau…

Rani Mahay teleportierte an Ort und Stelle.

Die neue Umgebung schälte sich wie ein sich entwickelndes Bild aus einem stumpfen, matten Grau, das ihn umgab.

Das war Thomasons Wohnung.

Schwarz, eine verbrannte Stätte. Auf dem Boden standen noch Wasserlachen.

»Hier wird uns kein Menschen vermuten«, sagte da eine Stimme aus dem Hintergrund. Der Triumph, der in ihr mitschwang, war unüberhörbar. »Fast alles ist so verlaufen, wie ich es mir vorgestellt habe…«

Zu Rani Mahay und Brian Thomason trat eine weitere Gestalt.

Es war Jack Hallon.

Er trug den obligaten grauen Anzug, in dem Thomason ihn zum erstenmal in seinem Traum sah.

Mit einem maliziösen Lächeln um die Lippen, umrundete er Rani Mahay, der die Gestalt wahrnahm wie durch einen Nebel.

»Man muß nur Geduld und Zeit mitbringen«, triumphierte Hallon. »Zwar ist mir nicht alles gelungen, aber doch eine ganze Menge. Ich hatte die Absicht, diesen Hellmark in den Tod zu schicken. Ich habe zu spät daran gedacht, welche Mittel er einsetzen konnte, um dem Anschlag zu entgehen. Doch die Tatsache, daß er davongekommen ist, hat ihn gleichzeitig nachlässig werden lassen.

Ich konzentrierte meine ganze Kraft auf Brian Thomason…« Breitbeinig stand Jack Hallon vor den beiden Männern, die die Worte mitbekamen, als würden sie aus einem tiefen Schlaf erwachen.

»… daß dabei sein Organismus bis zum äußersten gefordert wurde, nahm ich gern in Kauf. Thomason war von Anfang an als Handwerkszeug auserwählt. Daß er in Flammen erwachte - war mein Verdienst. Daß er nicht darin umkam – ebenfalls das meine. Die Schüsse auf ihn hätten ihn auf der Stelle getötet, wenn ich nicht gewesen wäre. Dies alles war notwendig, um ihn gewissermaßen zu ›präparieren‹. In einem langen, eingehenden Gespräch fand ich ausreichend Gelegenheit, seine Psyche umzupolen, den hypnotischen Keim zu legen, der von niemandem bemerkt werden konnte. Wer Magie geschickt anwendet, dem wird man nie auf die Schliche kommen. Thomason hat seinen Auftrag erfüllt. Er hat die ›Ewige Flamme‹ erbeutet. Nun brauche ich sie nur noch dahin zu bringen, wohin sie gehört. Nicht zu Luku-U’moa - sondern in die Hände des Schlangengottes, der mich mit seiner Dankbarkeit überschütten wird. Luku-U’moas Reich wird untergehen. Die ihr jetzt noch dienen, werden kämpfen für den, der neuer Statthalter sein wird. Das bin ich. Für euch beide aber habe ich keine Verwendung mehr«, mit diesen Worten nahm er Thomason das geheimnisvolle kalte Licht aus der Hand, betrachtete es mit glänzenden Augen. Satanischer Triumph spiegelte sich darin. »Ich werde mich von euch verabschieden mit dem Wunsch, daß ihr beide aus dem Fenster springen werdet. Damit bin ich euch los. Lebt wohl…«

»Einen Moment noch. Ich glaube, da habe ich ein Wörtchen mitzureden«, sagte eine Stimme hinter Jack Hallon.

Auf seinen Nacken wurde die Schneide eines Schwertes gesetzt,

dessen Stahl im Feuer einer magischen Esse auf Xantilon gehärtet wurde.

Der Dämonenbote zuckte zusammen. Der Druck der Waffe zeugte von der starken Hand, die sie führte.

Macabros war da.

*

Hallon war wie gebannt. Seine Lippen zitterten. Er sah die Gestalt nicht, die immer noch hinter ihm stand, jetzt langsam um ihn herumkam, vor ihn trat. Dabei führte Macabros' ruhige Hand das Schwert um den Hals Hallos.

»Im Prinzip bleibt es sich egal, ob ich dir den Kopf abschlage oder den Hals durchschneide«, sagte er mit harter Stimme. »Ich werde es auf der Stelle tun, wenn du nicht tust, was ich von dir verlange…«

In dem Schwert steckte eine Kraft, die Hallon auch spürte, ohne daß ein Hieb ihn traf.

Er begann zu zittern.

»Nimm das Schwert weg!« gurgelte er.

»Nein. Erst die Flamme, dann die Freiheit dieser beiden Männer. Danach sprechen wir weiter…«

Hallon stöhnte gequält auf. »Wie ist es… möglich…«, stammelte er, »daß du hier bist… so schnell…«

»Das, Hallon, ist mein Geheimnis. Es gibt Dinge, die auch du nicht weißt…« Macabros wäre es ein leichtes gewesen, dem Dämonenschergen aus Luku-U'moas Reich zu sagen, wie es gekommen war, daß er gerade zum richtigen Zeitpunkt noch hier auftauchte. Pepe, der Junge aus den Urwäldern Yucatáns, hatte damit zu tun. Er war zufällig an der Hütte vorbeigekommen, in der Brian Thomason zur Genesung von dem Dämonenangriff untergebracht war. Pepe hatte die letzten Worte gehört, hatte das Ziel Thomasons erfahren und tat das einzig Richtige: sofort Björn Hellmark zu benachrichtigen.

Der wiederum reagierte auch sofort. Die Straße, in der das Haus mit der ausgebrannten Wohnung stand, war ihm bekannt.

Er versetzte Macabros dorthin und konnte Jack Hallon in dessen Triumph überraschen.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ enthielt eine besondere Kraft, die Jack Hallon daran hinderte, auf die gleiche Weise zu verschwinden wie vom Balkon des Hotelzimmers, von dem er Hellmark in den Tod stoßen wollte.

»Nimm' den hypnotischen Bann von ihnen, händige mir das ›Kalte Licht‹ aus…«

Hallon war anzusehen, wie stark der Kampf war, den er innerlich austrug.

Die Angst siegte.

Hallon wollte kein Opfer des Schwertes und des Zorns werden, den Macabros deutlich zur Schau trug.

Er tat, was von ihm verlangt wurde.

Macabros nahm mit der freien Hand die Fackel mit dem kalten Licht entgegen, während er mit der anderen noch immer das Schwert gegen Ballons Kehle preßte.

Der Blick des Boten aus Luku-U'moas Reich, der alles von langer Hand vorbereitet hatte und seine Felle nun trotzdem davonschwimmen sah, wandte sich Thomason und Rani Mahay zu.

Dann begann er leise zu murmeln. »Du, Brian Thomason, der du mit mir verbunden bist, wirst deinen Auftrag vergessen. Du weißt nichts mehr von dem Gespräch, das ich letzte Nacht mit dir führte, nichts mehr von dem, was ich von dir eben noch verlangte. Du, Fremder, der du indirekt durch meine Hypnose über die Mittelsperson angesprochen wurdest, hast keinen Auftrag mehr. Du wirst erwachen…«

Macabros wandte nur leicht den Kopf, so daß er immer noch Jack Hallon im Blickfeld hatte.

Brian Thomasons Gesichtsausdruck veränderte sich. Er blickte beunruhigt, erkannte, daß er sich in seiner ehemaligen, völlig verkohlten Wohnung aufhielt. Irritiert blickte er in die Runde, schien nicht genau zu wissen, wie er hierher gekommen war, was er wollte.

Nicht minder verwirrt verhielt sich Rani Mahay. Er begriff zwar sehr schnell die Tatsache, daß er unter Hypnose geraten war, aber auf welche Weise, darüber zerbrach er sich vergebens den Kopf. Zwischen seiner Anwesenheit auf Marlos und seiner Ankunft hier klaffte eine Erinnerungslücke.

Hellmark überbrückte sie später durch seine Erklärung.

Doch zunächst galt es, Jack Hallon die Überlegenheit spüren zu lassen, die sie gewonnen hatten.

Hallon fürchtete das Schwert. Das ließ Macabros ihn spüren.

»Ich habe viele Fragen auf dem Herzen und nehme an, daß wir eine ziemlich lange Unterredung haben werden, Hallon«, sagte Macabros leise. »Sie scheinen eine besondere Vorliebe für's Feuer zu haben – vielleicht für das Feuer der Hölle. Der Brand in Mister Thomasons Wohnung war schon bemerkenswert. Sie haben ihn auf ganz spezielle Weise angezettelt. Wie war das letzte Nacht, als die Scheune von Mister McForter abbrannte? Hatten Sie da auch Ihre Hände im Spiel?«

Keine Antwort.

Macabros verstärkte den Druck der Waffe.

»Nein«, sagte Hallon schnell. »Ich habe nichts damit zu tun…«

Macabros wiegte nachdenklich den Kopf. »Die Wahrheit, Hallon…

keine Ausflüchte. Ich merke sehr leicht, wenn man mich belügt. Sie haben mit Luku-U'moa zu tun. Sie wollen eine Entwicklung aufhalten, die ich einleiten will. Nämlich den Versuch unternehmen, sie für die Welt der Menschen zu interessieren, ihrem Dämonendasein den Rücken zu kehren. Mit dem ›Kalten Licht‹ allein ist das möglich. Ich glaube, das wissen wir beide sehr gut…«

›Jack Hallon‹ bekam große Augen. Es gab da einige Bemerkungen seines Gegenüber, die wollten ihm nicht in den Kopf. Dieser Mann wußte mehr, als er wissen konnte.

Das Geheimnis war rasch geklärt. »Bevor ich materialisierte, Hallon, stand ich schon hinter Ihnen. Sie waren so siegessicher, daß Sie mit keiner Wende rechneten. Ich habe also einiges von dem, was Sie in Ihrem Triumph ausplauderten, mitbekommen. Bleiben Sie bei der Wahrheit. Sollte ich noch einmal merken, daß Sie mir irgend einen Unsinn auftischen, mache ich Schluß. Dämonen sterben besonders schwer. Sie sind völlig ausgelöscht, wenn es sie erwischt. Menschen haben noch eine Hoffnung…«

Es fiel Hallon schwer, auszupacken. Aber Macabros brachte ihn dazu.

Er erfuhr, was er wissen wollte.

Hallon hieß mit seinem richtigen Namen Lophon. Er hielt sich im Reich Luku-U'moas auf, arbeitete aber an deren Niedergang, da er mit seinem Verrat die Macht des Schlangengottes für sich gewinnen wollte.

Jack Hallon alias Lophon verfügte über gewisse magische Kräfte, die er voll eingesetzt hatte, um sein Ziel zu erreichen.

Er bediente sich eines ›Lochs‹ zwischen den Welten des Diesseits und Jenseits, um in diese Dimension zu gelangen. Dieses ›Loch‹ existierte auf dem Gut McForters. Offenbar hatte Kiuna Macgullyghosh von dieser Durchgangsstation erfahren und es mit ihrem Spiegel ausgenutzt. Im Gegensatz zu den Dämonischen jedoch war ein direkter Weg durch das ›Loch‹ nicht möglich. Es bedurfte der Anwendung des Zauberspiegels der Irin.

»Dann wird unser Weg nun gemeinsam zu Luku-U'moa führen«, drehte Macabros einfach den Spieß um.

Er nutzte die Anwesenheit und die Kraft des magischen Schwertes, um Lophon seinen Willen aufzuzwängen.

»Ich würde es dir nicht raten«, stieß der andere hervor. »Luku-U'moas Fluch ist dir gewiß. Sie tötet oder verwandelt alle, die sie nicht gerufen hat.«

»Davor habe ich keine Angst. Das ›Ewige Licht‹ ist meine Hoffnung – und mein Geschenk an sie. Außerdem bringe ich einen Verräter zurück. Sie wird es zu würdigen wissen…«

Björn Hellmark, der mit seinem Geist die Aktivitäten und Dialoge

seines Doppelkörpers genau verfolgte, wußte nur zu gut, daß es so einfach nicht sein würde.

Wenn er nach ›drüben‹ ging, konnte und durfte er seinen Doppelkörper nicht einsetzen. Die kritische Phase für sie begann…

*

Hallon mußte unter Aufsicht bleiben.

Ihn nach Marlos mitzunehmen, war unmöglich. Er personifizierte das Satanische. Er hätte die Insel, die für alles Dämonische tabu war, niemals erreicht.

Björn Hellmark nahm in seiner Blockhütte Ruhestellung ein, nachdem Rani Mahay auf die Insel zurückgekehrt war. Brian Thomason wurde von Macabros in sein Hotelzimmer ins ›Astoria‹ gebracht. Dort hatte er Zeit und Gelegenheit, darüber nachzudenken, welch unheimliche Begegnung das Schicksal für ihn auserwählt hatte.

Macabros unternahm diese Reise von der Wohnung Thomasons ins Hotel gemeinsam mit Hallon alias Lophon, den er wie seinen Augapfel hütete.

Dann schlug er sein Domizil in der ausgebrannten Wohnung auf. Daß dort jemand hinkam, war kaum anzunehmen. Und sollte dies doch eintreten, würde er kurzentschlossen eine kleine Reise irgendwohin unternehmen und Hallon mitschleppen.

Hellmark mußte seinen Doppelkörper über viele Stunden lebendig halten. Das forderte Substanz aus seinem Originalleib. Entgegen kam ihm lediglich die Tatsache, daß Macabros praktisch kaum Kraft verbrauchte, nur eine Art Wächterdienst ableistete und das ›Schwert des Toten Gottes‹ ständig an Lophon hielt.

Stunde um Stunde verrann…

Der Nachmittag verstrich, es wurde abend…

Endlos lang wurde ihm die Zeit, bis die Nacht anbrach. Die kam in Europa sechs Stunden später als in Amerika.

Auf der Insel war alles für, den großen Augenblick vorbereitet.

Danielle de Barteaulieé und Carminia Brado suchten den vereinbarten Treffpunkt auf, um zu überprüfen, ob die Luft rein war.

Das trübe, regnerische Wetter kam ihren Unternehmen entgegen.

Das Gut lag wie ausgestorben, und nach dem Abbrennen der Scheune in der Nacht davor wirkte alles noch trister.

Die Stellwand war zwar nicht mehr vorhanden, aber Hellmark war davon überzeugt, daß es auch ohne sie ging.

Als Kiuna Macgullyghosh ihre Reise in die Dimensionen antrat, hatte es auch keine Stellwand gegeben. Der Ort selbst war maßgebend, der einen solchen Übergang ermöglichte.

Carminia kehrte nach Marlos zurück.

Rani Mahay und Hellmark warteten auf das Zeichen.

»Es kann losgehen«, sagte Carminia nur.

Sie begab sich in die Geisterhöhle, nahm ihren Platz neben dem Spiegel ein.

Die anderen folgten ihr nach.

Zwei Minuten vergingen. Danielle de Barteaulieé traf nicht bei ihnen ein. Das war das Zeichen dafür, daß auf dem Gut alles in Ordnung war. Carminia versetzte sich mit dem Spiegel an Ort und Stelle. Mit ihr kamen Rani und Björn Hellmark, der die Teleportationskraft seines Freundes voll ausnutzte. Er selbst konnte sich – im Gegensatz zu allen anderen – immer nur mit Hilfe seines Doppelkörpers von der Insel versetzen. Den aber brauchte er in diesen Minuten noch, um Lophon in Schach zu halten und ihn zum Einsatzort zu transportieren.

Sofort nach Macabros' Ankunft übernahm Björn Hellmark dessen Aufgabe. Er löste seinen Doppelkörper auf.

Bei Nacht und Regen wurde das Unternehmen durchgeführt. Aus dem nahen Haus drangen Geräusche und Stimmen. Zum Glück kam niemand heraus. Mitten in den Vorbereitungen alles abzubrechen, wäre auch schlecht möglich gewesen. Eine gewisse Zeit der Ruhe war einfach notwendig, um die Dinge abzuschließen. Wären sie jetzt entdeckt worden – die Lage hätte sich auf eine fatale Weise zugespitzt.

Hellmark brachte deshalb alles so schnell wie möglich hinter sich.

Carminia und Danielle hielten den Spiegel. Der Rahmen stand auf der niedrigen Mauer, auf der die Holzwand errichtet gewesen war.

Ohne zu zögern trat Hellmark mit seinem nun sehr schweigsamen Gefangenen durch die Spiegelfläche.

Es klappte auf Anhieb.

Die Oberfläche war für sie durchlässig wie eine Nebelwand.

Hellmarks Sinne waren zum Zerreißen gespannt. Er wollte nicht nochmals ein solches Fiasko erleben wie bei seinem letzten Abenteuer.

Nur durch einen glücklichen Zufall waren sie mit einem blauen Auge davongekommen. Dieser >glückliche Zufall< – war durch Whiss eingetreten.

Und Whiss ließ es sich nicht nehmen, auf der Schulter seines großen Freundes auch diesmal wieder mit von der Partie zu sein.

Hellmark kam mit Lophon auf der anderen Seite des Spiegels an. Die Welt war düster. Groteske Stollen führten nach allen Seiten davon ins Ungewisse.

Gleich darauf kam Rani Mahay nach.

Danielle de Barteaulieé und Carminia Brado beobachteten das Verschwinden des Inders. Kaum war er in die Spiegelfläche eingetaucht, versetzten sie sich mit dem Spiegel zurück auf die unsichtbare Insel, um keine Sekunde länger als notwendig auf dem

Gut McForters zu sein.

In genau vierundzwanzig Stunden sollten sie den Spiegel erneut an die von Ak Nafuur angegebene Stelle bringen. Björn, Rani und Whiss wollten dann versuchen, zurückzukehren – falls sie noch in der Lage dazu waren…

*

»Sieht aus, als ob man nur ein winziges Insekt mitten in einem riesigen, trockenen Schwamm wäre«, sagte Rani Mahay leise. Und damit traf er den Nagel auf den Kopf.

»Wo sind wir hier, Lophon?« stellte Björn Hellmark die Frage.

»Finde es selbst heraus«, lautete die Antwort.

Hellmark verstärkte den Druck mit dem Schwert. »Vergiß nicht, daß es auch hier noch funktioniert«, stieß er hervor.

Lophon hatte Angst. Die Kraft im Schwert schien so stark zu sein, daß er seine eigene Dämonen-Magie nicht einsetzen konnte.

»Es handelt sich um die Zugänge. Es gibt deren tausende«, teilte er mit belegter Stimme mit. »Die Menschenjäger und Häscher patrouillieren hier…«

Lophons Augen befanden sich in stetiger Bewegung.

Björn Hellmark und Rani Mahay, die unzertrennlichen Freunde, kriegten das Gefühl nicht los, daß der Dämonenscherge sich vor etwas zu fürchten schien. Er machte einen verunsicherten Eindruck.

»Wir müssen weg hier«, flüsterte er erregt. Er war bleich und schien ohne jeglichen Antrieb. Er wirkte schicksalsergeben. Björn glaubte zu wissen, woher diese Stimmung rührte. Jack Hallon alias Lophon war gegen Luku-U'moa eingestellt. Er fürchtet, entdeckt zu werden.

»Ich bin auch dieser Ansicht, Lophon«, gab Hellmark zurück. »Dann tun wir doch etwas dagegen…«

Zunächst schritten sie eine Zeitlang durch den gekrümmten, bizarren Tunnel. Lophon blieb manchmal stehen, als müsse er sich erst vergewissern, in welcher Gegend sie sich aufhielten.

Sie passierten Buckel und Nischen, Vorsprünge und kantige Ausbuchtungen, von denen aus terrassenförmige Abstufungen in tiefergelegene Schächte und Tunnel führten.

»Stop!« Der Zuruf kam von Lophon.

Sie verharrten in der Bewegung wie Statuen, blieben in der Düsternis.

Schatten bewegten sich vor ihnen. Gestalten, halb Mensch, halb Tier, die bis an die Zähne bewaffnet waren, tauchten vor ihnen auf. Sie schossen wie Pilze aus dem Boden.

»Zurück!« zischelte Lophon.

Doch es war schon zu spät.

Geräusche hinter ihnen, schweres Atmen.

Da waren weitere Menschenjäger, die sich in tiefen Einbuchtungen versteckt gehalten hatten oder die heimlich hierher geschlichen waren, ohne daß die Freunde und auch Lophon dies bemerkten.

Mit einem wilden Schrei warf Lophon sich herum. Er wollte fliehen, zurück in den Tunnel, aus dem sie gekommen waren.

Es ging alles so schnell, daß sie den Ablauf der Ereignisse kaum mitbekamen.

Im Nu waren Hellmark und Mahay umringt.

Lophon gurgelte, als sich eine Peitsche, deren Lederschnur mit Widerhaken versehen war, um seinen Hals legte. Der Verräter wurde mit grober Gewalt nach vorn gerissen, ehe Björn dies verhindern konnte. Er mußte sich gegen drei, vier Gegner gleichzeitig zur Wehr setzen. Nicht anders erging es Rani Mahay. In dem allgemeinen Aufruhr konnte er nicht mehr verfolgen, was aus Lophon wurde.

Menschenjäger schleppten ihn davon.

Hellmark zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen. So dicht vor einem Schacht, der sie in unmittelbare Nähe zum Palast getragen hätte, wie Lophon andeutete, mußte es ausgerechnet zu diesem Zwischenfall kommen.

Stahl klirrte. Die Halbmenschen verstanden sich darauf, zu kämpfen. Hellmark parierte geschickt. Wie ein Dreschflegel fuhr das ›Schwert des Toten Gottes‹ zwischen seine Feinde. Hellmark fällte zwei Gegner.

Da wurde auch er von einem Hieb getroffen, der ihn taumeln ließ. Eine Klinge zerfetzte sein Hemd, die Haut auf seiner Brust wurde geritzt. Ein dünner Blutstreifen zeigte sich.

Er war so sehr mit den Feinden beschäftigt, die in immer größerer Zahl auftauchten, daß er für die schattige, labyrinthische Umgebung keinen Blick mehr übrig hatte.

Sonst hätte er ihn gesehen, Unugk, den Schatten…

Er klebte reglos an der Wand, ein schwarzes, langgestrecktes Etwas, das die Form einer Schlange mit einem großen menschlichen Kopf hatte. In dem schwarzen Schattenkopf glühte ein unheimliches Auge, rot und grün…

Unugk triumphierte.

Er sah, daß einer der Eindringlinge - der Mann mit der bronzefarbenen Haut und der Glatze – das ›Ewige Licht der Schlangengöttin‹ trug. Das kalte, grün schimmernde Licht lag auf den zerklüfteten Wänden, Licht und Schatten tanzten in einem wahren Wirbel auf und ab.

Dieses Licht brachte die Entscheidung. Für alle. Unugk, der Spion des Schlangengottes, erkannte, daß die Zeit gekommen war, auf die er

gehofft und zugearbeitet hatte. Doch nun liefen die Dinge anders ab, als er sie sich ursprünglich vorstellte. Lophon, der als Jack Hallon in der Welt der Menschen tätig geworden war, hatte den Auftrag gehabt, für ihn einiges in Gang zu bringen. Lophon hatte als Werkzeug ausgedient.

Unugk gab das Zeichen.

Die tierischen Menschenjäger schleppten den sich widerstrebenden Lophon auf einen Schacht zu, verschwanden darin mit ihm.

Hellmark und Mahay bekamen nichts davon mit. Ihre Sinne waren auf das Kampfgeschehen um sie herum konzentriert. Die Auseinandersetzung forderte alle Kräfte von ihnen.

Mahay verteidigte das ›Kalte Licht‹, das er in der Linken hielt, mit Bravour, während seine Rechte kraftvoll und gezielt ein Schwert führte, das aus der Waffenkammer der Insel Marlos stammte. Außer dem Schwert war Rani aber noch mit der Dämonenmaske bewaffnet. Der Inder stülpte sie sich jetzt über, als er einen Moment freie Hand hatte und Schwert und die Fackel mit dem kalten Licht in einundderselben Hand halten konnte.

Mahay veränderte sich auf eine erschreckende Weise.

Sein Kopf war jetzt ein Totenschädel. Blankes, fahles Gebein, kahl und furchteinflößend…

In den dunklen Augenhöhlen glomm ein grünes Licht.

Dies war der Eindruck, den Menschen von ihm hatten, wenn sie ihn so sahen. Ein Mensch mit einem Totenschädel, der sich bewegte, der atmete! Was Dämonen darin sahen, war nach wie vor ein Geheimnis. Es gab einen bestimmten Faktor, der sie veranlaßte, fluchtartig das Weite zu suchen, dem Anblick der Dämonenmaske zu entfliehen. Einige lösten sich sogar auf in schwefelgelben Rauch, verflüchtigten sich.

Weder zu der einen noch zu der anderen Sorte gehörten die Tiermenschen, die in Luku-U'moas Reich beheimatet waren.

Sie waren Menschen – und doch keine.

Sie waren Dämonen – und doch keine.

Sie waren satanische Wesen, erfüllt von der Gier nach dem Bösen.

Einen Moment lang zögerten sie, wichen zurück. Auf irgend eine geheimnisvolle Weise waren sie gehemmt, so gezielt und kraftvoll zu kämpfen, wie zuvor. Doch sie glichen dieses plötzliche Handicap dadurch aus, indem sie ihre Reihen kurzerhand verstärkten.

Rani wußte nicht zu sagen, woher die Unheimlichen alle kamen. Sie schienen wie eine Brut in den Löchern und Tunnels des Labyrinths zu hocken und nur darauf zu warten, daß ein geheimnisvoller Ruf sie aktivierte.

Seit dem Angriff waren erst wenige Sekunden vergangen. Sie hatten die erste Überraschung überwunden, setzten beide ihre ganze

Kraft ein und mußten doch einsehen, daß sie bei dieser Übermacht keine Chance hatten, auf normale Weise durchzukommen…

*

Lophon sank in den Schacht.

Dem Verräter waren die Hände auf den Rücken gebunden. Lophon wurde begleitet von sechs Menschenjägern.

Er wußte, daß er keine Chance hatte, zu fliehen.

Sie würden ihn auf der Stelle niederschlagen. Die Bögen der Häscher waren gespannt, Pfeile eingelegt, die Schwerter zum Schlag erhoben…

In Lophon arbeitete es.

Man hatte ihn gemeinsam mit den Eindringlingen angetroffen. Das war schlimm. Aber er konnte eine Ausrede finden, wenn Luku-U'moa ihn zu Wort kommen ließ.

Der Stollen, in dem sie in die Tiefe glitten, war zu Ende. Lophon spürte wieder festen Boden unter den Füßen.

Vom Schacht aus führte nur ein Weg in einen Tunnel, der schließlich im Freien endete.

Ein schummriger Platz, der von hohen Mauern umgeben war, lag vor ihnen. Der breite Weg führte direkt in den Palasthof hinein.

Die Tore – in jeder Himmelsrichtung zwei – wurden von Tiermenschen bewacht. Sie reagierten überhaupt nicht auf die Ankömmlinge. Die Bilder sprachen für sich.

Es ging durch Gänge und Korridore. Der riesige Palast – hundertmal so groß wie ein Dom, düster und unheimlich in seiner Ausdehnung und Gestaltung - war voller Säle und Räume, die von himmelragenden Säulen gestützt wurden.

In einigen Sälen hielten sich Tiermenschen auf, vereinzelt und in Gruppen. Dies war ihre Unterkunft, das Heiligtum der Herrscherin, der sie nahe sein wollten. Nur wenige aber durften sie schauen. Zu ganz besonderen Anlässen.

Ohne jeglichen Grund konnte Luku-U'moa den Gedanken haben, einige ihrer Untertanten in ihre Nähe zu befehlen. Darauf warteten die meisten. Sie wußten, daß die persönliche Begegnung mit der Schlangengöttin ihr Ende bedeutete. Es kam auf die jeweilige Stimmung und Laune der Mächtigen an, die keine fremden Götter neben sich duldete.

Sie war unberechenbar in ihrem Wollen und Handeln.

Auf dem Weg in den Palast gingen Lophon tausend Gedanken durch den Kopf. Er mußte Luku-U'moa von seiner Unschuld überzeugen. Wenn es ihm gelang, die Dinge so zu drehen, daß sie der Überzeugung war, er hätte dies alles nur in ihrem Sinn getan, würde

sich der Spieß nicht mehr gegen ihn – sondern die Häscher wenden. Sie hatten den Beweis für seine Schuld oder Unschuld nicht mitgebracht. Die Flamme befand sich noch in den Händen derer, die ihn gezwungen hatten, ihn zu begleiten.

Er konnte sich herausreden, wenn er behauptete, die ›Ewige Flamme‹ jenen abzunehmen, die sie widerrechtlich an sich genommen hatten. Sein Absicht sei es gewesen, zu verhindern, daß der Schlangengott sie wieder in seinen Besitz brachte und damit Luku-U'moas Herrschaftsbereich ein für allemal festschrieb.

Die Halle vor ihm dehnte sich aus. In ihr gab es nur noch zwei Säulen, die sofort den Blick auf sich zogen.

Mitten zwischen den beiden riesigen Steinsäulen stand ein steinerner Thron, der von reliefartigen Gebilden übersät war. Die Darstellungen zeigten hauptsächlich Szenen, in denen Schlangen und schlangenähnliche Wesen eine Rolle spielten.

Die riesigen Säulen, die fern in der domähnlichen Kuppel zusammenzutreffen schienen, waren bemerkenswert. In dem roten Glosen der Domkuppel befand sich eine riesige Nachbildung der Erde, ein gewaltiger Globus aus massivem Stein. Deutlich zu erkennen waren die Kontinente und Meere. Beide Säulen stachen in den überdimensionalen Globus hinein. Es sah aus, als hätten sie ihn aufgespießt.

Die Weltkugel drehte sich in dem roten Licht lautlos und langsam.

Noch phantastischer aber war das, was es zwischen den Säulen auf dem hohen, verzierten Steinthron zu sehen gab.

Luku-U'moa, die Schlangengöttin, die ihm mit kaltem Blick und abschätzendem Lächeln entgegensah.

Luku-U'moa war halb Frau, halb Schlange. Bis zu den Hüften hinab besaß sie den Leib einer schönen Frau. Ihre Haut war nackt bis auf einen winzigen BH, der sich über ihre Brüste spannte. Wallendes, fuchsrotes Haar fiel auf ihre Schultern herab, rahmte ein markantes Gesicht mit großen, mandelförmigen Augen und hohen Jochknochen.

Einer der Tiermenschen trat vor den Thron, warf sich auf den Boden.

»Hochwürdige Herrscherin«, sagte er ergeben, wagte nicht mehr den Blick zu heben und aufzustehen, solange die Schlangengöttin ihn nicht selbst dazu aufforderte.

Etwa zwanzig Schritte vom Thron entfernt warteten die anderen Häscher mit ihrem Gefangenen.

Auch sie lagen am Boden. Lophon preßte ebenfalls sein Gesicht auf die kalten Steinplatten. Ihnen haftete der scharfe Geruch von Stall und Tieren an.

Aus den Augenwinkeln sah er zu beiden Seiten des erhöht stehenden Säulenthrons den Rand der ›Krater‹, die sich dort befanden.

Es handelte sich um gewaltige Arenen, die tief in den Boden eingelassen waren. Von unten herauf erscholl das Brüllen und Fauchen wilder Tiere, die sich dort bewegten, die ungezähmt und ausgehungert waren und auf Beute zu warten schienen. Wenn Luku-U'moas Laune dementsprechend war, rief sie einen ihrer Untertanen und forderte ihn auf, in die Arena zu steigen und dort den Kampf auf Leben und Tod auszutragen. Luku-U'moas Lieblinge gewannen stets.

Der Tiermensch zu ihren Füßen begann seinen Bericht nur.

Die Schlangengöttin hörte ihm einen Moment lang zu. Dann spannte sich ihr ganzer Körper, eine Anspannung, die sich fortsetzte über ihren Schlangenleib, der von ungeheuerlichem Ausmaß war.

Er begann unmittelbar unterhalb der Hüfte. Ein kräftiger Schwanz, grün und schuppig, ragte über den Thronsitz hinaus, schlang sich um die erste Säule, denn um die zweite, schwang sich wieder zurück und stieg empor bis in die Ausläufer des rötlichen Glosens. Dort endete der Schlangenleib, der eine Länge von mindestens fünfundzwanzig bis dreißig Metern hatte. Und es schien, als wäre es notwendig, daß Luku-U'moa ihren Schlangenleib auf diese Weise an den Säulen emporklettern ließ, um sich von dem unvorstellbaren Gewicht zu entlasten.

»Es ist gut«, sagte sie mit scharfer Stimme. »Dein Bericht erübrigt sich. Du kannst wieder gehen. Was du mir zu sagen hast, deckt sich mit dem, was ich bereits erfahren habe… Bringt ihn her, den Verräter. Er soll seiner Strafe nicht entgehen…«

Lophons Herz schlug wie rasend. Nun war der Augenblick gekommen, den er gefürchtet hatte. In der Nähe Luku-U'moas war es sinnlos, magische Tricks anzuwenden. Sie würden sich alle gegen ihn wenden, wie Schüsse, die nach rückwärts losgingen.

»Ich bin unschuldig! Das alles ist ein Irrtum, hochwürdige Herrscherin…« Lophon protestierte laut, wurde wie ein Sack über den Boden geschleift.

»Irrtum? Du wagst es von einem Irrtum zu sprechen?« höhnte die Stimme der Frau durch die endlose Halle, kehrte als Echo zurück, ebenso höhnisch. »Du hast dich in den Besitz der ›Ewigen Flamme‹ bringen wollen, um sie in die Hände des Schlangengottes zu übergeben…«

»Das ist nicht wahr!«

»Ich werde es dir beweisen. Mein Informant ist zuverlässig, Lophon…« Sie wandte nur leicht den Kopf, während Lophon – noch in seinem grauen Anzug, den er als Jack Hallon getragen hatte – am Boden lag.

Die schwache Geste mit dem Kopf war das Zeichen für den Informanten. Er befand sich in der Nähe, hatte sich die ganze Zeit über versteckt gehalten. Nun ›kam‹ er nach vorn…

Aus der Finsternis schien sich wie ein grotesk geformtes Puzzleteil ein Stück zu lösen. Der Schatten kam. Unugk, der Spion, das zweidimensionale Geschöpf, glitt wie eine flache Schlange um die Säule. Sein glühendes Auge erfaßte alles. Unugks Mundpartie verzog sich zu einem widerwärtigen Grinsen.

»Er ist es, Hochwürdige Herrscherin«, erklang eine Stimme, die sich anhörte, als spräche sie durch einen hohlen Knochen. »Er wollte ihm die Flamme bringen… seit langem ist er damit beschäftigt, deine Macht zu brechen und die des Schlangengottes zu festigen. Ich beobachte ihn schon geraume Zeit…«

»Das ist nicht wahr!« Lophon leugnete. Ihm wurden Details genannt, die ihn erschreckten. Dies alles konnten nur er und sein Mittelsmann wissen, der mit ihm zusammenarbeitete, dessen Ziele die seinen waren… Er kannte seinen Mitstreiter nicht. Wie kam dieser Unugk, Spion der Schlangengöttin, an die Einzelheiten?

Nie hatte er von einem Wesen wie diesem gehört. Er wußte nichts über dessen Herkunft und Absichten.

Unugk aber wußte alles. Er war ein Schatten und schien doch tausend Augen und Ohren zu haben. Nichts, was jemals im und um den Palast der Schlangengöttin geschehen war, war ihm entgangen.

Unugk spielte seine Rolle perfekt. Der Schatten wollte sich auf überzeugende Weise seines Handwerkszeugs entledigen, und er wollte gleichzeitig in den Besitz der ›Flamme‹ gelangen, die sich in diesem Bereich befand. Unugk war Lophons Auftraggeber, Unugk wollte als Statthalter des Schlangengottes dies unselige Reich übernehmen und die Herrscherin vom Thron stürzen. Die Wankelmütigkeit der Schlangengöttin gefiel ihm schon lange nicht. Sie war zu einem Zeitpunkt mit dem kalten Licht in Berührung gekommen, der ungeeignet gewesen war, sie ganz dem Bösen zuzuführen. Ihre Launenhaftigkeit rührte daher, daß Reste von Verständnis und Menschlichkeit in ihrem Herzen zurückgeblieben waren. Die Dämonenwelt aber verlangte das absolut Böse. Wer auch nur noch eine Spur von Liebe in seinem Herzen trug, gehörte nicht auf den Thron des Teufels. Eine erneute Begegnung mit dem Licht - und zwar zum rechten Zeitpunkt - konnte den Funken in diesem Herzen zur Flamme werden lassen.

Auch Luku-U'moa mußte vergehen. Unugk wußte schon, wie. Er würde dem Schlangengott das Tor in dieses Reich öffnen.

Es war gut, daß er sich so demonstrieren, seine Treue und Anhänglichkeit unter Beweis stellen konnte. Luku-U'moa vertraute ihrem Spion – der eigentlich der des Schlangengottes war - blindlings.

Die Schlangengöttin war wütend.

Lophon verlegte sich aufs Flehen.

Vergebens.

Luku-U'moa vollzog ihre Rache.

»Du hast mir in der Zeit, als es darauf ankam, schlecht gedient. Freiwillig konntest du es nicht. Also wirst du es unfreiwillig tun. Du wirst niedriger sein als die Niedrigsten in meiner Umgebung… wie die Schlange, der ich mich verschwor, sollst du vor mir im Staube liegen, dich nie wieder erheben können…«

Lophon sah seine Hoffnungen schwinden.

Er setzte alles auf eine Karte, wußte im voraus, daß er keine Chance hatte, aber er konnte nicht anders.

Er sprang blitzschnell auf. Seine Rechte kam hoch. Ein heller Lichtstrahl schoß aus seiner Handinnenfläche. Er war auf Luku-U'moa gerichtet. Die ganze Kraft, über die er verfügen konnte, setzte er ein.

Das magische Feld, das er zwischen sich und der Schlangengöttin errichten wollte, um Zeit zur Flucht zu gewinnen, flimmerte wie eine Wand. Sie stand kerzengerade zwischen ihnen, kippte dann um – ihm entgegen.

Es kam, wie er befürchtet hatte. Die Kräfte, die er derjenigen entgegenschleuderte, welche sie ihm verliehen hatte, schlugen auf ihn zurück.

Lophon schrie gellend auf. Er konnte nicht einen Zentimeter zur Seite ausweichen, so schnell ging alles. Das Licht warf ihn zu Boden. Bäuchlings lag er zu Füßen Luku-U'moas.

»Wie du jetzt da liegst, soll es ein ganzes Leben lang sein. Als Schlange sollst du durch den Staub kriechen. Du wirst noch halb Mensch sein, Lophon, wie ich – aber nie wieder wirst du deinen Oberkörper aufrichten können… Dies ist mein Fluch, der jedem zuteil wird, der sich mir widersetzt…«

Wie durch Zauberei hielt sie plötzlich einen Stab in der Hand, der vorn einen geschnitzten Schlangenkopf aufwies und aussah wie ein Signum ihrer Macht.

Der hölzerne Schlangenkopf bewegte sich, zwei drei grelle Lichtblitze schossen auf den reglos am Boden Liegenden zu.

Durch den Körper Lophons lief ein Zucken.

Das graue Jackett riß der Länge nach auf. In Fetzen flogen die Kleidungsstücke auseinander. Lophon lag nackt vor den Augen der Herrscherin.

Noch immer flossen die grellen Lichtblitze aus dem zum Leben erwachten hölzernen Schlangenkopf in seinen Körper.

Es schien, als wäre Lophon mit einer elektrischen Quelle verbunden, die seinen Leib durchschüttelte.

Sein Kopf verlängerte sich, veränderte Form und Aussehen. Große flache Schuppen begannen zu wachsen. Sie bedeckten den ganzen Schädel, reichten bis tief in den Nacken hinab.

Der Mund verbreiterte sich. Es sah so aus, als würde er sich weiter

nach hinten öffnen. Eine dunkle, leicht offene Linie lief zwischen den beiden Kiefern entlang.

Die Augen waren schwarz und blickten kalt und glitzernd. Lophon hatte einen Schlangenkopf.

Von den Hüften abwärts begann der gleiche Prozeß. Die Beine wuchsen zusammen, der Schlangenleib bildete sich rasch aus.

Was noch an Lophons Menschsein erinnerte, waren seine Arme, Brust und Rücken, seine Lenden.

Luku-U'moa, die Grausame, zog die Hand mit dem hölzernen Schlangenkopf zurück, versteckte dieses Instrument magischer Macht in einem Behältnis, das in dem steinernen Thron eingearbeitet war.

Die Menschenjäger und Häscher hatten die ganze Zeit über regungslos auf ihren Plätzen gestanden, mit gierigen Blicken die Szene genossen.

Auch Unugk, der Schatten fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre des Grauens und der Verwandlung.

Durch das Geschehen angeregt, war Luku-U'moa in ihrem Element. Sie forderte Lophon auf, sich zu bewegen. Der kroch mit schlängelnden Bewegungen über den Boden. Einige Male versuchte er, sich mit seinen Menschenarmen emporzustemmen. Doch sein Körper klebte förmlich auf den kalten Steinplatten.

»Ja, Lophon, tanze… tanze mir etwas vor. Mir ist es eine Genugtuung, dich so zu sehen. Und du wirst sogar bald Gesellschaft bekommen. Schafft mir die Fremden herbei. Sie sind eingedrungen, ohne daß ich sie gerufen und ihnen den Weg gezeigt habe. Sie sollen Lophons Schicksal teilen…«

*

Sie kämpften mit aller Kraft. Und obwohl erst wenige Sekunden seit dem unerwarteten Überfall vergangen waren, hatten sie das Gefühl, seit Stunden in eine Kampfhandlung verwickelt zu sein.

Die ersten Gegner zurückzuschlagen, bereitete kampferprobten und mutigen Männern wie Björn Hellmark und Rani Mahay kein Problem.

Aber bei der Übermacht der Feinde ließen ihre Kräfte rasch nach.

Aus allen Ecken und Winkeln kam Verstärkung, und auch Whiss, der kleine Kerl aus dem Mikrokosmos und Ranis ständiger Begleiter, tauchte nun wieder auf.

Im Augenblick des Überfalls hatte er automatisch reagiert. Er war mit ein paar schnellen Flügelschlägen hineingeflogen in das labyrinthische Dunkel, um aus sicherer Entfernung zu beobachten, worum es da ging, welche Kräfte eingesetzt wurde. Jetzt, da er dies wußte, zog er die richtigen Konsequenzen.

Schnell und sicher.

Rasch überwand Whiss mehrere dunkle Löcher in den ›Wandungen‹ des bizarren Himmels, in dem sie angelangt waren.

Aus dem Kopf des kleinen Burschen schoben sich zwei dicke Noppen, die zu vibrierenden Fühlern wurden.

Whiss schickte seine parapsychologischen Kraftströme in das Kampfgetümmel.

Er war – unter anderem – ein Materieumwandler. Und diese Gabe setzte er jetzt ein.

Die Schwerter der gegnerischen Kämpfer wurden plötzlich weich wie Gummi. Das harte Metall verbog sich, verlor seine Konsistenz. In dicken Tropfen fiel es herab, die nach vom taumelnden Gestalten, plötzlich praktisch unbewaffnet, wurden eine leichte Beute für die beiden Freunde.

Hellmark setzte nun alles auf eine Karte.

Er bahnte sich einen Weg an die Seite Ranis.

»Danke, Whiss!« rief er. Der kleine Kerl war noch immer in voller Aktion. Die Arme über der Brust verschränkt, zwei Fühler bis an die äußerste Grenze ausgefahren, bot er ein Bild höchster Konzentration. Pfeil und Bogen schmolzen in den Händen der Tiermenschen ebenso wie die breiten Kampfschwerter. »Rani, das müssen wir ausnutzen… Komm'!« Er ergriff den Freund bei der Hand, ließ im selben Moment Macabros entstehen und pfiff Whiss auf die Schulter des Inders zurück. Er konzentrierte sich auf den Eingang des Palastes, den Lophon ihm beschrieben hatte und versetzte seinen Doppelkörper dorthin. Ehe er weitere Kräfte im Kampf mit den Feinden einsetzte und schließlich erschöpft aufgeben mußte, wollte er diese Kraft nutzbringender anwenden.

Ak Nafuur hatte ausdrücklich nur davon gesprochen, Macabros nicht zur Übergabe des ›Kalten Lichts‹ einzusetzen.

Ehe überall in Luku-U'moas Reich die Wächter alarmiert wurden, mußte er seine Mission vollendet haben. Wie sie ausging – das stand in den Sternen.

Alle zusammen kamen am Zielort, einem Eingang in den Palast an, da sie direkten Kontakt untereinander hielten.

Nur für drei Sekunden materialisierten die Körper, direkt vor den Augen der beiden Wächter.

Die sprangen nach vorn – kamen aber nicht mehr zum Einsatz.

Björn Hellmark führte den Plan, den er mit seinen Begleitern in allen Einzelheiten abgesprochen hatte, bis in die letzte Konsequenz durch. Dies alles war für den Fall vorgesehen, daß Lophons Führung versagen sollte.

Björn Hellmark trug den Armreif Velenas. Mit ihm ließ sich Unsichtbarkeit herbeiführen. Er drehte ihn in die vorgeschriebene Richtung.

Und sie alle – wurden unsichtbar, da sie noch immer miteinander engen Körperkontakt hielten. Würde einer loslassen, der nicht den Armreif trug, wurde er auf der Stelle sichtbar.

»Ak Nafuur hat davon gesprochen, das ›Ewige Licht‹ wie ein Dieb an Ort und Stelle zu bringen«, raunte Hellmark den Begleitern zu. »Genau das kann auf diese Weise geschehen. Ein Mensch aus Fleisch und Blut muß es sein, ob sichtbar oder unsichtbar ist, bleibt sich gleich. Auf in den Palast, Freunde! Luku-U'moa wird davon nichts bemerken, und auch ihre Wächter nicht. Vorausgesetzt – «, schränkte er ein, »daß der Ring noch über genügend weißmagische Energie verfügt…«

Das war seine größte Sorge.

Velena hatte ihn damals, als sie ihm diesen wunderbaren Gegenstand schenkte, wissen lassen, daß der Armreif plötzlich von einem Moment zum anderen die gespeicherte Kraft verlieren konnte. Wann dies so weit war - wußte niemand.

Hellmark hoffte, daß es nicht in dieser Stunde passierte, in der er auf den Armreif angewiesen war und ihr Leben daran hing…

*

Sie waren unsichtbar, aber nicht körperlos. Das bedeutete, daß sie Hindernissen ausweichen mußten, um nicht mit ihnen zusammenzustoßen.

Dazu gehörten auch die zahllosen Tiermenschen, die sich im Vorfeld des eigentlichen Palastes aufhielten.

Es herrschte Aufregung. Das war deutlich zu sehen und zu hören.

Ein unheimlich klingender, langgezogener Alarmton erfüllte die Luft.

Die Menschenjäger traten verstärkt auf, suchten in den engen Gassen und Winkeln rings um den Palast nach den Gesichteten, die plötzlich auftauchten und wieder verschwanden.

Die ganze Aufregung galt Björn Hellmark, Rani Mahay und Whiss, die sich aber davon nicht mehr betroffen fühlten. Solange sie sich in der Unsichtbarkeit bewegten, konnte ihnen praktisch nichts passieren.

Sie mußten zunächst nur einem Zusammenstoß mit den Hilfstruppen Luku-U'moas entgehen.

Der Weg in den Palast war einfach zu finden.

Er führte geradewegs in das Zentrum des domartigen, zyklopenhaften Gebäudes, das eine solche Ausdehnung hatte, daß sie sich darin winzig und verloren vorkamen.

Hellmark und Mahay hielten sich an den Händen, damit die tarnende Kraft, die von dem Armreif Velenas ausging, auch auf den Inder und damit auf Whiss einwirken konnte, der seinen Lieblingsplatz

auf Ranis Schulter inne hatte.

Sie meinten, durch einen Wald zu gehen, der nur aus himmelragenden, düsteren Steinsäulen bestand, in dem auf irgend eine Weise das Motiv der Schlange wiederkehrte.

Der ›Dom‹ war eine Welt für sich, wie der rätselhafte, groteske ›Himmel‹, wie die Straßen, Plätze und Gasen in einer Welt, in der nur Geschöpfe lebten, die sich einem satanischen Gesetz verschrieben hatten.

Dann waren sie im Zentrum.

Und zum erstenmal sahen sie den Thron, die Krater-Arenen, die der Unterhaltung der Schlangengöttin dienten und – Luku-U'moa.

Auf dem Boden vor ihren Füßen kroch ein Geschöpf, das einen Schlangenkopf und einen schwanzförmigen Schlangenleib hatte. Zwischen Schultern und Hüften existierte noch die menschliche Gestalt.

Luku-U'moas Thron war von Leibwächtern umgeben. Die Nachricht vom Auftauchen der Fremden hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitete und Konsequenzen im Palast gezogen.

Hellmark fragte sich, auf welche Weise er sonst noch unbemerkt in das Zentrum hätte vorstoßen können, wenn er nicht den Armreif benutzt hätte.

»Laßt die Tiere frei!« hallte Luku-U'moas Stimme plötzlich durch den Saal. »Wenn sich die Eindringlinge irgendwo verborgen halten, werden meine Lieblinge sie aufspüren…«

Ein Signal ertönte. Es hörte sich an wie ein klagender Ruf, wie das Jaulen eines hungrigen Wolfs.

In den Arenen, die rings um den Thron verteilt lagen, entstand Bewegung.

Auf den schmalen Vorsprüngen, die sich schneckenförmig nach oben drehten, tauchten Luku-U'moas ›Lieblinge‹ auf.

Es waren schrecklich anzusehende Geschöpfe, in deren großen, roten und grünen Augen Mordlust flackerte.

Die Tiere sahen aus wie urwelthafte Säbelzahntiger, bisonähnliche Riesenratten, echsenhafte Wesen, die gewaltige Klauen aufwiesen und deren Vampirzähne über die Unter- und Oberkiefer ragten.

Der heiße, stinkende Atem der Tiere schlug ihnen entgegen. Gefährlich und unheimlich hörte sich das Brüllen und Knurren an, und momentan hatte Hellmark das Gefühl, sich in einem Stall zu befinden.

Die schaurig anzusehenden ›Lieblinge‹ der Schlangengöttin waren Bestien, die nur auf einen Zuruf ihrer ›Herrin‹ zu warten schienen, um auch einen der Halbmenschen zu verschlingen, falls sie das von ihnen verlangte…

Hellmark hielt Ausschau nach dem Ständer, in den er nach Ak Nafuurs Anweisung das ›Kalte Licht‹ stellen sollte.

Er entdeckte ihn.

Der Ständer befand sich dem Thron Luku-U'moas genau gegenüber, ragte wie der Rest einer Säule aus dem Boden. Doch dieser Säulenrest war geformt wie der Griff der Fackel, die Mahay in Händen hielt, und die nun ebenso unsichtbar war wie alles andere, das sich im Tarnbereich des Armreifs befand.

Björn übernahm wortlos die ›Ewige Flamme‹. Noch zwei Schritte zum Ständer. Sie mußten einem gefährlich anzusehenden Untier ausweichen, das mit geifernden Lefzen ihre Bahn kreuzte. Die messerscharfen Zähne waren geformt wie die eines Hais, nur doppelt so groß. Das Untier hatte ein Maul, das bequem einen ausgewachsenen Menschen am Stück verschlingen konnte.

Dann war Björn am Ziel.

Er verlor keine Zeit, das durchzuführen, was er sich mit seinem Besuch in diesem Dämonenreich vorgenommen hatte.

Mit fester Hand stieß er die Fackel in die Öffnung, die den Griff genau aufnahm.

Dann ließ er los – und trat zurück. Was danach geschah, war fast unbeschreiblich.

Das Licht war plötzlich überall. Es schien, als würde eine Sonne aufgehen.

Ein vielstimmiger, wilder Aufschrei hallte durch den Zyklopendom. Es kam Bewegung in die Reihen der Halbmenschen. Sie schlugen die Hände vor die Augen, wandten sich geblendet ab.

Eine einzige gleißende Helligkeit breitete sich wellenförmig aus, wie die Kreise im Wasser sich ausdehnten, wenn man einen Stein hineinwarf.

Es herrschte Heulen und Jammern. Luku-U'moa gab einen spitzen, markerschütternden Schrei von sich. Die wilden Bestien schnellten brüllend und geifernd herum, schnappten wie von Sinnen in die Luft, um den unsichtbaren Feind zu packen, der sich hier mitten unter ihnen befand.

Luku-U'moa befand sich in einer wahren Lichtkuppel. Die Schlangengöttin saß hochaufgerichtet, ihr ganzer Körper stand unter einer unvorstellbaren Anspannung. Ihr Gesicht verzerrte sich zur dämonischen Fratze, als sie den Einfluß spürte, der ein Teil ihrer selbst war und etwas Fremdes, das in diesem kalten Licht wirkte…

Luku-U'moa wehrte sich. Sie war in ihren Gefühlen hin- und hergerissen. Sie griff mit schwerer Hand in die Öffnung, die den magischen Stab mit dem Schlangenkopf enthielt. Sie richtete ihn in den lichtüberfluteten Raum vor sich.

»Mächte, denen ich mich verbunden fühle, Machte der Magie – laßt mich nicht im Stich in dieser entscheidenden Minute.

Zeigt mir den Gegner, damit ich ihn zertreten kann wie einen

Wurm…!«

Blitze schossen aus dem Maul der hölzernen Schlange, die sich plötzlich wieder bewegte.

Hellmark fühlte einen Schlag gegen die Brust, als hätte eine Faust ihn getroffen. Er taumelte. Mahay konnte sich nicht mehr festhalten, weil er im gleichen Augenblick zur anderen Seite hin wie von einer unsichtbaren Hand weggerissen wurde.

Der Inder wurde zuerst sichtbar. Und mit ihm Whiss.

Dann erwischte es Björn Hellmark.

Der magische Angriff erfolgte mit einer solchen Wucht, daß das Kraftfeld, erzeugt durch Velenas Armreif, ihm nicht standhielt. Ein deutliches Zeichen dafür, daß die weißmagische Energie sich dem Ende zuneigte!

Björn Hellmark taumelte, merkte, wie er aus der Unsichtbarkeit hervortauchte. Sofort erkannten ihn die Feinde. Halbmenschen, die begonnen hatten, sich zu fangen, als die Reaktion ihrer Göttin erfolgte, Untiere, die drohend ihre Gebisse fletschten und blitzschnell herankamen.

»Tod! Tod den Eindringlingen!« gellte Luku-U’moas Stimme durch den Palast.

Whiss wurde durch die magischen Blitze aus dem Schlangenstab zuerst ausgeschaltet. Seine ausfahrenden Fühler knickten ein, sein Kopf wurde von den Blitzen eingehüllt.

Rani Mahay wurde von zwei unheimlichen Raubtieren gleichzeitig angefallen. Das eine war ein Säbelzahntiger, das andere ein Bison mit einem Rattenkopf. Die großen Zähne waren unheimlich.

Whiss war wie gelähmt.

Rani wäre es vielleicht gelungen, die eine Bestie mit dem Schwert zu attackieren. Dann aber hätte die andere ihn auch schon zerfleischt.

Mahay setzte seinen Willen ein. In der Vergangenheit war es ihm gelungen, ungezähmte Raubkatzen unter seinen Willen zu zwingen. Würde ihm auch… Er hatte keine andere Wahl. Er konzentrierte sich auf die Bestien.

»Zurück! Bleibt stehen!« Er selbst stand wie erstarrt. Und im Sprung verharrten im nächsten Moment auch die Bestien.

Mahay gewann damit einen Aufschub.

Hellmark bekam dies nur am Rande mit. Mehrere Halbmenschen umringten ihn, forderten ihn zum Kampf.

Die Situation spitzte sich von einem Augenblick zum anderen nochmals so zu, daß Björn sich entschloß, Macabros entstehen zu lassen. Selbst auf die Gefahr hin, daß damit seine Mission scheiterte. Ak Nafuur hatte ihn ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, darauf zu verzichten.

Aber ihr Leben ging vor.

Da kam ihm – noch ehe er Macabros entstehen ließ, um Rani, Whiss und sich an einen anderen Ort zu versetzen – eine eigenartige Situation entgegen.

»Zurück! Ihr Narren – was tut ihr da!« Wieder die Stimme Luku-U'moas. Die Worte galten – ihren Häschern und Wächtern.

Hellmark starrte auf den Thron. Die Schlangengöttin war jetzt ganz in weißes Licht getaucht und ihre Züge hatten sich entspannt. Sie hielt den Schlangenstab gegen die Bestien gerichtet. Die Mahay und Hellmark umkreisten und anzufallen drohten. Wild brüllend und knurrend zogen sie sich zurück, als die magischen Blitze sie trafen, sie zurückscheuchten in die Krater-Arenen.

Die Tiermenschen ließen Hellmark stehen, als würde er die Pest verbreiten.

Was war geschehen?

Björn hatte einen Verdacht. Das geheimnisvolle Kalte Licht, von dem man nicht genau wußte, woher es kam und welche weißmagische Kraft darin verborgen steckte, schien im Dasein der Schlangengöttin eine besondere Rolle zu spielen.

Die Halbmenschen waren verwirrt, rannten wie aus der Kontrolle geratene Roboter durcheinander, zogen sich in entfernt liegende, düstere Bereiche des Zyklopendoms zurück, als sie Luku-U'moa in diesem weißen, reinen Licht erblickten. Der Schein verklärte ihr Antlitz, ließ es schön wie nie zuvor wirken.

Die Züge glätteten sich, wurden sanfter. Sanft wurde auch die Stimme, mit der sie jetzt die beiden Männer ansprach, die sich ihr verwundert näherten.

»Ich weiß nicht, woher das Licht kommt, das meine Seele reinigt, mich einer Wende entgegenträgt, die ich nie erwartete. Aber vielleicht – in einer besonderen Stunde – doch fühlte.

Luku-U'moas Wesen ist zwielichtig wie die Welt, in die sie eingegangen ist. Doch das Zwielicht weicht – und das wahre Licht kommt. Die Wende kündet sich an…«

Was sie sagte, wurde durch die Ereignisse noch unterstrichen.

Der riesige Saal rings um ihren Thron war leer. Die Halbmenschen zogen sich von ihrer Göttin zurück. Es schien, als wäre ein Band zwischen ihnen gerissen. Selbst die Schlange Lophon kroch von dannen, wollte dem Einflußbereich Luku-U'moas entrinnen.

Die wilden, mordgierigen Bestien lagen auf dem Boden der kraterförmigen Arena, kuschten dort wie zahme Haustiere.

Sie alle gaben auf, der Kontakt zu ihnen war gestört. Die Aura des Bösen löste sich auf.

Aber einer wollte das nicht wahrhaben, einer, der sich schon am Ziele sah.

Unugk, der Schatten!

Er schnellte hinter dem Thron hervor. Auch dort verbreitete sich das Licht, das mit dem Zwielicht der Dämonen nichts mehr gemein hatte.

Unugk stürzte sich auf Hellmark, den er als den Verursacher dieser Situation erkannt hatte.

Björn reagierte blitzschnell.

Der Schatten, lang und schlangengleich, berührte ihn noch, warf ihn auch zu Boden, aber dies vermochte nichts mehr an seinem Erfolg zu ändern.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ stieß dem Schatten entgegen.

Mit einem schrillen Jaulen stieg Unugk in die Höhe. Seine Form zerfloß, die Schwärze des Schattens wich, nahm eine schwefelgelbe Farbe an und explosionsartig lösten sich gelbe Nebel aus der Gestalt.

Unugk war ein Dämon. Die Berührung mit dem Schwert genügte, ihm den Garaus zu machen.

Er wurde zu einer sich aufblähenden Wolke, die verging.

Luku-U'moa wandte nicht mal den Blick. In ihren Augen war ein Ausdruck, der Hellmark ebenso faszinierte wie Rani Mahay und auch Whiss wortlos werden ließ, der sonst nie um eine passende Bemerkung verlegen war.

»Ich war eine Menschenfrau – und habe mich zur Schlangengöttin Luku-U'moa entschieden«, fuhr sie unbeirrt fort. Das Licht schien sich wie eine Haut um ihren Körper zu legen. Was schlangengleich an ihr war und bisher von grüner und brauner Farbe, wurde ebenfalls weiß, fast silbern. »Nun kenne ich meinen Weg. Er wird – zur Rückkehr führen. Aber nicht über die Menschengestalt. Und es steht in den Sternen, wie lange es dauert, bis der Schlaf im Licht zu Ende geht. Nur eins steht fest. Was Luku-U'moa beherrschte, wird ihr bleiben. Es wird umschlossen vom Licht, und dieses Licht wird alles festhalten, was sich innerhalb seines Kreises befindet, wie ein Harztropfen, der ins Wasser fällt und zufällig ein Insekt einschließt…«

Der Prozeß der Umwandlung vollzog sich nicht innerlich. Er trat jetzt auch äußerlich deutlicher hervor.

Luku-U'moas Haut wurde silberhell. Ihr Gesicht veränderte sich. Es wirkte flacher, nahm den Ausdruck – einer Schlange an.

Björn und Rani stockte der Atem.

Alles was bisher noch ›menschlich‹ an ihr ausgesehen hatte – war nun verschwunden.

Luku-U'moa war eine Schlange von Kopf bis Fuß, allerdings eine, die ihr Aussehen völlig verändert hatte. Von Kopf bis zum Schwanzende war ihre Haut silberfarben. Das Licht der ›Ewigen Flamme‹ schien nun aus ihr herauszuleuchten. Sie hatte es völlig absorbiert.

»Ich bin euch freundlich gesinnt… geht, und wartet auf mich.

Wenn der lange Schlaf vorbei ist, wird die Welt anders sein. Meine Welt. Es ist die der Schlange, die euch jedoch nicht mehr befeinden wird.«

»Wie lange wird der Schlaf dauern?« fragte Björn automatisch, als die silberweiße Schlangengöttin schwieg.

»Ich weiß es nicht. Hundert Jahre - oder tausend… doch was ist die Zeit, wenn der Schlaf sie beherrscht?«

»Für uns, die wir leben, spielt die Zeit eine große Rolle… sie läßt uns älter werden, schwächer… unsere Zeit ist jetzt, die Gegenwart. Was können wir von dir erwarten?«

»Rat und Hilfe, wenn ihr sie braucht. So jedenfalls fühle ich es jetzt…« Ihre Stimme klang freundlich, aber leiser. Kam der Schlaf schon? Einiges wies darauf hin. Luku-U'moas Körper entspannte. Der lange Schlangenleib glitt wie in Zeitlupe von den mächtigen Säulen, streckte sich in seiner ganzen gewaltigen Länge vor dem Thron aus.

Das Aussehen Luku-U'moas war von überirdischer Schönheit.

»Ihr müßt gehen… das Licht fängt euch mit ein… es ist wie eine Kuppel, die alles Störende fernhält, während die Verwandlung stattfindet. Kehrt zurück… ihr habt mir das Licht gebracht, dessen Geheimnis ich kennenlernen muß…«

Wenn die Worte echt waren, wenn ihnen hier keine Halluzinationen und Traumbilder vorgegaukelt wurden, dann hatte er erreicht, was er anstrebte. Luku-U'moa auf seine Seite zu ziehen…

Wie dieser Erfolg sich in der Zukunft auswirken würde, war allerdings noch ein Rätsel.

Doch nun mußten sie gehen.

Luku-U'moa hatte recht. Das Licht verdichtete sich, wurde zu einem Kokon, der sie langsam einzuspinnen drohte.

Noch ein letzter Blick auf die silberne Riesenschlange, die nun nicht mehr zu ihnen sprach, sondern weltentrückt und versunken wirkte. Ein Bild, das sie so schnell nicht vergessen würden…

Dann ließ Hellmark Macabros entstehen.

Mit ihm versetzten sie sich mitten hinein in das Labyrinth, in das sie durch den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh gekommen waren.

Macabros hatte genau die Stelle angesteuert, an der ihr Übergang erfolgte.

Doch eine Rückkehr war ihnen im Moment verwehrt.

Die Zeitspanne, die sie mit Carminia und Danielle abgesprochen hatten, war noch nicht verstrichen.

Es war erst zwei Stunden später möglich. Und da klappte es auf Anhieb.

Es kam nirgends zu einem Zwischenfall.

Weder in dem schwammartigen Labyrinth noch auf dem Gut James McForters.

*

Die Rückkehr und der Erfolg erfüllten sie alle mit Freude und Genugtuung.

Björn und Rani berichteten von ihrer Begegnung mit Luku-U'moa und den Erfahrungen, die sie gemacht hatten.

Der sechste Weg in die Dimension des Grauens war ein voller Erfolg geworden. Wie und wann Luku-U'moa allerdings zum Segen der Menschen wirken würde, das wußte noch niemand.

Ob Ak Nafuur davon eine Vorstellung gehabt hatte?

Wenn das so war, dann würde Björn Hellmark es bald wissen. Vielleicht schon in dem Moment, da er sich die siebente versiegelte Botschaft vornahm, die für ihn bereitlag…

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind.

Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zelt verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yucatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennen: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.